

F I C H T E



BÜRGER EINER FREIEN WELT

HARRO
ZIMMERMANN

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

Harro Zimmermann

—
Fichte

Harro Zimmermann

Fichte

Bürger einer freien Welt

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Printhaus, Žary, Polen
Printed in the EU

ISBN 978-3-8260-9413-2
eISBN 978-3-8260-9414-9

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

*Der erste Zug des besseren Deutschen ist ein
Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes.*

Johann Gottlieb Fichte (1813)

*Sie verfolgen in mir einen Freidenker, der
anfängt sich verständlich zu machen,
und einen verschrienen Demokraten;
es erschreckt sie, wie ein Gespenst, die
Selbständigkeit, die, wie sie dunkel ahnen,
meine Philosophie weckt.*

Johann Gottlieb Fichte (1799)

*Fichtes erster wie letzter Grundsatz: Freiheit,
Gemeinschaft freier Wesen. Er begann
weltbürgerlich, hat nie aufgehört, es zu sein.*

Ernst Bloch (1945)

*Fichtes Philosophie ist ganz untergegangen,
aber die Geister sind noch aufgeregt von den
Gedanken, die durch Fichte laut geworden,
und unberechenbar ist die Nachwirkung
seines Wortes.*

Heinrich Heine (1834)

INHALT

PROLOG

<i>Das Ich und kein Ende der Metaphysik</i>	11
---	----

VORSPIEL AUF DEM KATHEDER

Jena im Mai 1794 – Der Auftritt	35
<i>Eine Lichterscheinung?</i>	35

ERSTES KAPITEL

Lehrjahre eines Verzweifelnden.....	47
<i>Aventürensucht und Selbstvererdung</i>	47
<i>Das Universitätsverderbnis – Student in Jena, Leipzig und Wittenberg</i>	62
<i>Desperazions Reisen</i>	65

ZWEITES KAPITEL

Kant oder Die Revolution der Denkungsart	77
<i>Ein Segen für das Zeitalter</i>	77
<i>Die hereinbrechende Morgenröte</i>	88

DRITTES KAPITEL

Von Zürich nach Jena.....	105
<i>Einer der himmelnächsten Geister unserer Erde.....</i>	105
<i>Im Laboratorium Aufklärung</i>	113

VIERTES KAPITEL

Der politische Professor oder Eine gefährliche Zeit für Jünglinge	133
<i>Die Majestät der persönlichen Willkür</i>	133
<i>Die Bestimmung des Gelehrten.....</i>	150
<i>Aufklärung oder Construire den Begriff deiner selbst.....</i>	165
<i>Das Ich und seine Ursprungstat</i>	173
<i>Romantische Zauberkreise.....</i>	183

FÜNFTES KAPITEL

Im Hauptnest der Jakobiner.....	193
<i>Revolution en miniature</i>	193
<i>Naturrecht – Freiheit – Sittlichkeit.....</i>	215

SECHSTES KAPITEL

Der Atheismusstreit	237
<i>Aus uns geht die Gottheit hervor</i>	237
<i>,Wer hat das Recht, mich zur Verantwortung zu ziehen?‘ ..</i>	260

SIEBENTES KAPITEL

Berlin	289
<i>Flirrende Geselligkeit</i>	289
<i>Auf unsicherem Boden</i>	305
<i>Neues Wissen aus dem Glauben – ,Die Bestimmung des Menschen‘</i>	311
<i>Ewiger Kampf der Freiheit Wesen – das freimaurerische Experiment</i>	320
<i>Unphilosophen, Ketzer, Tollhäusler – Ordnung für den Mittelsitz der Barbarei</i>	336

ACHTES KAPITEL

Der Philosoph im Zeitalter der absoluten Sündhaftigkeit.....	367
<i>Denker im Staatsornat?</i>	367
<i>Entleerte Freiheit – Das Ich als Negativfigur</i>	374
<i>Eine National-Universität in Zeiten der Not</i>	383

NEUNTES KAPITEL

Im patriotischen Auftrag	395
<i>Deutsche Gemüther zu Entschluss und That entzünden</i>	395
<i>Weltbürgerlicher Patriotismus – ,Reden an die deutsche Nation‘</i>	423
<i>Preußische Reaktion und Haskala – Verlust der Gegenwart</i>	451

ZEHNTES KAPITEL

Die Universität – ein organisches Ganzes?	471
<i>In der Pflanzschule wissenschaftlicher Künstler</i>	471
<i>Dekan und Rektor, gelehrte Positionskämpfe, Entpöbelung</i>	489

ELFTES KAPITEL

Die Herausforderung des Intellektuellen.....	501
<i>Seher der neuen Freiheit</i>	501
<i>Im Volkskrieg</i>	513
<i>Das letzte Gefecht</i>	523

ZWÖLFTES KAPITEL

Nachklänge – Dissonanzen	535
<i>Der philosophus teutonicus im Widerstreit</i>	535
<i>Mythos Fichte</i>	566

ANMERKUNGEN	593
BIBLIOGRAPHIE	617
PERSONENREGISTER.....	663

PROLOG

Das Ich und kein Ende der Metaphysik

Berühmt ist er als Gründungshaupt der nachkantischen idealistischen Systemphilosophie, aber seit zwei Jahrhunderten zugleich beansprucht als Jakobiner und Revolutionsprediger, als Pantheist, Atheist und christlicher Heilsdenker, als Chauvinist und Weltbürger, Liberaler und Antisemit, ja als Vordenker von Sozialismus und Zionismus und als Urvater des Nationalsozialismus, nicht zuletzt als Repräsentant des modernen Freiheitsgedankens und einer ‚starken Subjektivität‘. Johann Gottlieb Fichte hat die so außergewöhnliche wie charakteristische Ideologie- und Wirkungsgeschichte eines Groß-Philosophen hinter sich. Doch selten gab es in den vergangenen zwei Jahrhunderten einen Konsens in der Frage nach seiner historischen und intellektuellen Signifikanz, vielleicht mit der Ausnahme, dass er als „erster großer Plebejer im Reich des deutschen Geistes der Neuzeit“ zu Wort gekommen sei.

Der 1762 im Sächsischen geborene ‚cand. theol.‘ und Studienabbrecher erlebt die Ära der Französischen Revolution als geschwächte Aufklärungskultur inmitten einer sinnverlorenen, sich radikal verändernden Wirklichkeit. Die Individuen sind damals in ihrer Selbstwahrnehmung und Weltorientierung auf das Tiefste erschüttert. Immer stärker sehen sie sich einem konfundierenden Zeitbewusstsein ausgeliefert, die Strudel historischer Kämpfe und konfliktreicher Diskurse muten dem bislang idealisierten Vernunftstatus der Menschen unerhörte ‚empirische‘ Herausforderungen zu.

Es ist Johann Gottlieb Fichte, der selbsternannte *Messias der Wahrheit*, großgeworden unterm Seelenklima des deutschen Pietismus, der sich vor diesem Erfahrungshorizont herausgefordert sieht, die Menschen mit der *medicina mentis* seiner Philosophie zu heilen und ihnen Identitätsfindung und Daseinsmut zu schenken. Beides vermeint er in einer reflexiv verjüngten, ja vernünftigen Glaubensvision wieder-erlangen zu können. Denn weder die Selbsterkenntnis des einzelnen, noch die Integrität seiner Realitätserfahrung lässt sich länger aus traditionalen Weltbildern, oder aus religiöser Sinnverheißung gewinnen, sondern das Individuum ist in die Pflicht genommen, dem Ansturm der historischen Kontingenzen kraft seines autonomen Vernunftbewusstseins zu widerstehen. Die glückende Beziehung des vorstellenden Ich zum eigenen Selbst erscheint als einzig verbliebenes Fundament möglicher Gewissheit von Erkenntnis, Moralität und praktischer Weltorientierung. Wenn der Mentalkomplex des Idealistisch-Romantischen im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts ein „mannigfaches Suchen, Experimentieren, Zerstören, Verheissen, Ahnen, Hoffen“ zum Ausdruck bringt, wie Friedrich Nietzsche schrieb, so ist es Fichte gewesen, der solchen Modernitätsemphasen kraft seiner enigmatischen Ich-Auslotung entscheidende Impulse vermittelt hat.

Seine *StrebungsPhilosophie* sucht in der ‚Sattelzeit‘ um 1800 nach intellektuellen Energien für die humane Vervollkommenung des einzelnen in einer von Staatswillkür erlösten Gesellschaft. Gegen die Machtanmaßung des Spätefeudalismus will der Philosoph jene Selbstermächtigungspotenziale des Ich mobilisieren, die dem Natur- und Vernunftwesen Mensch ursprünglich zueigen sind. Dabei zeigt er sich immer wieder als außergewöhnlich couragierter, ja als radikal agierender Intellektueller, der seinen Professorenstatus aufs Spiel setzt um der Emanzipation der deutschen Nation wil-

len. Als Erzieher sei jeder Gelehrte unmittelbar der Gesellschaft und nicht dem Staat verpflichtet, er habe sich zu den moralisch Besten seiner Zeit emporzuarbeiten und seine Unabhängigkeit gegenüber jeder Art von Heteronomie zu behaupten. Spätestens im so genannten ‚Atheismusstreit‘, der zu Fichtes intriganter Vertreibung aus dem Jenaer Lehramt führt, wird klar, wie scharf der politische Professor die ‚private‘ Publizität als Organon freier Rechtssubjekte von der staatlichen Gewaltsphäre abhebt: *Der Staat räsonnirt nie, er dekretirt*. Für Fichte sind Macht und Moral zwei antagonistische Daseinssphären, sie bedürfen der diskursiven Aushandlung in Augenhöhe zwischen Bürgeranspruch und Herrschaftsräson. So treten das Verdienst und die Würde des Geistestätigen der altfeudalen Privilegienvelt mit demonstrativem Paritäts-, wenn nicht Überlegenheitsanspruch entgegen. Wie kaum ein zweiter Intellektueller nimmt Fichte deshalb auch den Kampf mit manchem Protagonisten der Aufklärer-Intelligenzia seiner Zeit auf, die ihr Reüssieren oft genug mit politischem Quietismus zu entgeltten bereit ist.¹

In der Selbsterfindung dieses ersten politischen Professors in Deutschland werden prototypische Konstellationen der historischen Intellektuellenfigur erkennbar. Der Bürger Fichte, nicht selten verfemt als ‚Demokrat‘ und ‚Jakobiner‘, verlangt *coram publico* die uneingeschränkte Denkfreiheit und den herrschaftsfreien öffentlichen Diskurs. Er ignoriert das traditionelle Brimborium des beamteten Professorenstatus, weil er die Universität zu einer Agentur der kritischen Bürgeraufklärung machen will. Seine Studenten behandelt er als präsumtive *Citoyens* und bemüht sich, ihnen praktische Vernunft, Selbstdenken und Ich-Stärke beizubringen. Es ist Fichte, der so mutig wie kaum jemand sonst die altständische Religionsauffassung als Herrschaftsideologie decouvrieren will und gegen den Atheismusvorwurf zu

Felde zieht, indem er die Lehren der orthodoxen Christlichkeit als *Aberglauben* vor der gesamten Nation zur Debatte stellt. Dieser „Ketzer einer ganz neuen Gattung“, wie der Weimarer Herzog Carl August gesagt hat, macht die Deutschen erstmals mit der Erscheinung des kompromisslos kämpferischen Intellektuellen bekannt. Kaum zu ermessen ist damals die Konsterniertheit über den radikalen Philosophielehrer, seine *Vernunft im Kampfe* gerät am Ende des Aufklärungsjahrhunderts mehrmals zum notorischen Eklat. Und doch sollte sich Fichte, der in späteren Jahren zum ‚populären‘ Schriftsteller und Zeitkritiker, ja zur patriotischen Leitfigur wird, auch als der Intellektuellentypus zwischen Glanz und Elend erweisen – mit all den Ingredienzien von Hochstimmung und Selbstzweifeln, Isolation und Missdeutung, von Ignoranz, Verunglimpfung und enttäuschtem Kampfesmut. Man kann diesen Philosophen seinem Geistesprofil nach als einen der ersten, wenn nicht als *den* ersten politischen Intellektuellen der deutschen Moderne bezeichnen. In der illustren Genealogie von Aufklärern wie Voltaire und Lessing, Kant und Zola, den Brüdern Mann und Sartre, Habermas und Grass darf Fichte nicht fehlen. Der Rückblick auf seine singuläre Denkergestalt und seinen Kampf für Freiheit und Vernunft, Ich-Souveränität und soziale Gerechtigkeit mag manche Ermutigung nahelegen angesichts der im 21. Jahrhundert wieder einmal hochgefährdeten Aufklärungskultur. Johann Gottlieb Fichte, der gebürtige Sachse, war ein Deutscher aus republikanischer und kosmopolitischer Überzeugtheit und Passion, *unwiderstehlich angezogen von einem Vaterland, wo Licht ist und Recht*. Er hat einmal geschrieben, der *Einheitsbegriff des deutschen Volkes [sei] noch gar nicht real, [...] er ist allgemeines Postulat der Zukunft. Aber er wird nicht irgend eine Volkseigentümlichkeit zur Geltung bringen, sondern den Bürger der Freiheit verwirklichen. [...] Diese wollen alle;*

kein Volk von Sklaven ist möglich. Doch ohne ein selbst-transparentes Denken, ohne eine Sprache, die sich an den aufscheinenden Welt-Bildern in den Vernunftursprüngen des wahrheitsfähigen Ich zu erhellen vermag, gibt es für Fichte keinen Zugang zur Lebenspraxis und ihrer Humanisierung im Geist der Freiheit. Ihm zufolge gebieten schon die Kommunikationsprinzipien der wechselweisen *Anerkennung* unter autonomen und ich-starken Menschen, dass ein deutscher Patriotismus immer nur aufgeklärt und niemals *selbstisch, engherzig und feindselig gegen das übrige Menschengeschlecht ausfallen darf.*²

Wer in der vorhandenen Realität mit emanzipatorischer Vernunft wirksam sein will, muss nach Fichtes Vorstellung das eigene Ich, das gnoseologische und weltkonstituierende Potenzial seines Bewusstseins erst einmal begreifen lernen. Es bedarf der Selbstdurchsichtigkeit des Individuums, wo immer noch opake Exterritorialität herrscht, sei es die des Leibes, der humanen Bedürfnisnatur oder des gewöhnlichen Alltags. Jede äußere Vorgegebenheit und innere Bewusstlosigkeit muss in die Reflexionsarbeit des praxisorientierten Ich zurückgeholt werden, um Klarheit über den eigenen Seins- und Verstehensort inmitten der diffusen Weltrealität zu gewinnen. Was also ist Aufklärung? Sie liegt als Kernimpuls der Wissenschaftslehre zugrunde, als Medium der *unendlich zunehmenden Klarheit des sichselbverstehens*. Denn nur in der Selbstreflexion kann die Erkenntnis um der Erkenntnis willen mit dem Interesse an Mündigkeit zur Deckung gelangen, der „Vollzug der Reflexion weiß sich als Bewegung der Emanzipation.“ Fichte will aus diesem Grund das altvertraute Descartesche ‚Ich denke‘ in seinen innersten transzendentalen Prozeduren und schöpferischen Potenzen aufhellen ohne jeden Rest: *Die Philosophie lehrt uns alles im Ich aufzusuchen.* Dieser systematische (Re-)Konstruktionsprozess sollte sich als unumkehrbar erweisen, er

gipfelt in jenem unstillbaren Willen zum Wissen und immer mehr Wissen, der weit über das hinausgeht, was das beanspruchte Individuum jemals zu leisten vermag. Damit dokumentiert der endlose Selbstthematisierungsprozess des Ich den Preis einer Moderne, die der Beschleunigung der Lebensverhältnisse, dem sich selbst aufzehrenden Druck des Tagesaktuellen und der Erwartung einer gewandelten Zukunft ihr verheißungsvollstes Rettungsmittel entgegenhalten muss – die Selbstvergewisserung des vernünftigen Subjekts als Medium einer verstehenden und verständigen Weltgestaltung. Bei Fichte tritt sie in Erscheinung als ‚Grundleitung aus dem Ich‘.³

Für den Transzentalphilosophen muss aus der notwendigen Perspektivierung des Denkens von Innen nach Außen und viceversa ein praktischer, ja ein „postulatorischer Zukunftsbezug“ erwachsen, denn das Ich hat die Auflösung des überkommenen Kollektivdaseins samt seiner Weltbilder zu kompensieren durch ‚vernünftige‘ Beteiligung am Willensbildungsprozess einer erst noch zu entwerfenden Identität aller. Wenn nicht mehr Tradition und Sprache, überkommene politische Regeln und religiöse Konventionen den Sozialisierungsprozess des Individuums leiten, muss sein Anspruch auf eine emanzipatorische Identitätsentwicklung neu durchdacht werden – als vernünftige *Anerkennung* der ‚anderen‘ Subjekte, die verschieden und doch nicht verschieden und mit den gleichen Universalrechten ausgestattet sind. So ist für Fichte der Begriff des Ich zugleich der allgemeinste und der individuellste, auf ihm beruht schon seit Kant nicht nur das unverbrüchliche Sittengesetz, sondern mehr noch die Chance tätiger Menschen auf ein künftiges Leben in einer freien *Kulturgesellschaft*, in der sich jeder einzelne seiner Selbstvervollkommenung so weit wie irgend möglich annähern kann. Fichte geht es um das souverän und vernünftig denkende Subjekt in seiner leiblichen

chen, emotionalen und interpersonalen Situation in Gesellschaft und Staat, der Analytiker des *absoluten Ich* lenkt keineswegs von der Wirklichkeit seiner Zeit ab. Bei Kant fehlte in der Architektonik der reinen Vernunft noch jene praktische Dimension, in der die aufgeklärten Subjekte die Fortschrittsprojekte von Legalisierung und Zivilisierung der Menschheit aus moralischem Antrieb selber voranbringen, bei Fichte hingegen steht diese interagierende Befreiungsperspektive im Zentrum des Denkens.

Wissenschaft der Vernunft als Wissenschaft der Freiheit – unter dieser Lösung lässt sich die explosive Liaison zwischen den revolutionären Ereignissen im Frankreich von 1789 und dem Aufklärungsanspruch eines Fichte zusammenfassen. Dieter Henrich hat im Blick auf den deutschen Idealismus von einer kosmischen ‚Supernova‘ gesprochen, von einer „Helligkeitseruption im philosophischen Universum“ um 1800. Wobei Fichte als ein entscheidender, wenn auch oftmals umstrittener Wegbereiter jener ‚idealen deutschen Revolution‘ gelten muss. Idealismus ist „Könnensbewusstsein“ (Jürgen Kaube), es bedeutet, kraft der Verständigung mit sich selber auf eine Erkenntnishöhe zu gelangen, die es erlaubt, den Weltzusammenhang aus vordem unzugänglicher Perspektive zu betrachten. Ausgerechnet der kämpferische Professor Fichte – vom sächsischen ‚Gänsejungen‘ zum Berliner Universitätsrektor und Weltphilosophen führte sein Lebensweg – ist es, der uns in der Nachfolge Kants und ungleich inspirativer als Hegel jenes zeitlose Mirakel des menschlichen Ich-Werdungsprozesses als Problem hinterlassen hat. Bis auf den heutigen Tag geht es um die Frage, ob Fichtes *Selbstsetzung des absoluten Ich* als Zirkelschluss und Aporie zum verfallenen Erbe des deutschen Idealismus, zur abgelebten ‚Bewusstseinsphilosophie‘ gehört, oder ob in seiner Enigmatik immer noch Denkimpulse und -bezüge von nachwirkender Herausforderung zu

finden sind. Wie kann dieser Philosoph dem naturalen Mangelwesen namens Mensch die Fähigkeit zuerkennen, sich als transzendentales Ego gleichsam selbstschöpferisch in die Wirklichkeit zu setzen, und ihm auch noch die Kraft zur praktischen Humanisierung seiner Lebenskultur andichten? Will der deutsche Idealist Fichte die gesamte Weltrealität quasi gottgleich und aus purem Geist konstruieren? Seine zeitgenössische und auch die nachfolgende Wirkungsgeschichte wurde oft genug von dieser oder ähnlichen Fragen beherrscht. Indes zeigt sich die neuere Diskurslage um ein einiges komplizierter.

Hier wird des Öfteren bestritten, dass Fichte über eine vormoderne, historisch obsolete Ich-Metaphysik nicht hinausgekommen sei, viel eher fragt man, ob er uns in seiner gnostischen Luzidität nicht immer noch an den Kraterrand eines faszinierend Unbegreifbaren führe, das in der Gleich-ursprünglichkeit von Selbstbewusstsein, Sprache und Interpersonalität aufzusuchen wäre: „Es kann keine demonstrierbare Erkenntnis vom Ursprung der Subjektivität geben“, heißt es etwa bei Dieter Henrich, weil jede Selbstverständigung des Menschen, alles Wissen von sich in jenen Rätselfragen seinen Urquell besitzt, die aus den Tiefen der Subjektivität selbst hervorgehen. Bei Fichte lautet dieser Sachverhalt so: *Wir haben den absolut-ersten, schlechthin unbedingten Grundsatz allen menschlichen Wissens aufzusuchen. Beweisen oder bestimmen lässt er sich nicht. [...] Es soll diejenige Tathandlung ausdrücken, die unter den empirischen Bestimmungen unsers Bewußtseins nicht vorkommt, noch vorkommen kann, sondern vielmehr allem Bewußtsein zum Grunde liegt, und allein es möglich macht.* Keinesfalls sei das reale Individuum immer und per se mit „Selbstmacht und durchgängiger Selbstpräsenz“ ausgestattet, sekundiert Henrich, sondern beidem liege allzeit etwas voraus und zugrunde, das weder auf die Naturbestimmtheit, noch auf das Wissen des Ich um sich selber zurückgeführt werden

könne: *Das Ich setzt sich selbst als sich setzend*, präzisiert Fichte. Und weiter: *Das Gefühl ist die ursprünglichste Wechselwirkung des Ich mit sich selbst, ehe noch ein Nicht-Ich [etwas Wirkliches] vorkommt.*

Wenn Henrich im Einklang mit Fichte das „Phänomen des Ich“ als sich gleichsam uranfänglich selbst hervorbringend begreift, wird damit auf einen transzendentalen Prozess angespielt, der sich seines Vollzugs bewusst zu werden vermag, ohne ihn als unabhängigen Vorgang objektivieren zu können, oder ihn reflexiv erzeugt zu haben: „Zwischen dem, was das Ich ist, und dem, vermittels dessen es expliziert werden muss, besteht eine Differenz, sogar ein Abgrund“, heißt es bei Henrich. Demnach erscheint die Bewusstseinsfähigkeit des Subjekts zwar als ein wesentlich kognitives, aber ebenso dunkles und unzugängliches Selbstverhältnis jedes Menschen zum eigenen Ego. Dies ist nicht identisch mit dem intuitiven und unbezweifelbaren Wissen um die eigene Körperlichkeit und das Selbstempfinden des Individuums, sondern stellt eine präreflexive Bewusstheitslatenz dar, die sich nicht in Subjekt und Objekt aufspalten lässt. Das heißt, es muss ein naturgegeben unmittelbares, aller Reflexivität vorausliegendes *Ichheits*-Potenzial vorhanden sein, in dem Subjekt und Objekt ein und dasselbe sind, und kraft dessen das Ich als Produkt eines opaken Selbsterzeugungsprozesses erst zu seiner Erscheinung in der wirklichen Welt gelangen kann: *Ich bin weil ich bin, u. was ich bin. Ich bin schlechthin durch's seyn*, liest man bei Fichte. Nach diesem „Reflexionsmodell des Selbstbewusstseins“ entstammen die Genese und die geistige Leistungskraft des *absoluten Ich* einer rätselhaft bleibenden „Selbstbeziehung im Denken“ des Individuums. Es kann sich daher beim Ich des Menschen, so Henrich, nicht um eine im kruden Sinn empirische Wesenheit handeln. Auch Fichte hat immer wieder beteuert, dass jedes Selbst auf einem *unbegreiflichen*

Vernunft-Effekt beruhe. Das Ich sei letztlich identisch mit dem *Begriff der reinen Subject-Objectivität* [...], das höchste *Princip*. Von einem Ende der Metaphysik könne mithin keine Rede sein. Henrichs Überlegungen zum Thema ‚Grundlegung aus dem Ich‘ bei Fichte sind vielfach kritisch diskutiert worden, zahllose Einflüsse sind davon ausgegangen auf die analytische und die Sprachphilosophie, auf phänomenologische, sozialphilosophische und soziologische Diskurse, nicht zuletzt auf die Hirnforschung, auf die Debatte zur Leib-Seele-Problematik sowie zur humanen Willensfreiheit.

Eine Frage tut sich in diesem Zusammenhang immer wieder auf: Gibt es seit Kant, Fichte und der Husserlschen Phänomenologie in der Subjekt- und Selbstbewusstseinsphilosophie ein beharrliches Desinteresse an dem realen, sich selbst erlebenden Individuum? Die mit dem deutschen Idealismus in den Blick getretene Aufspaltung des Menschen in ein absolutes und ein empirisches Ich hat nach dem Verständnis nicht weniger Philosophen immer noch „verheerende“ Folgen für das Nachdenken über den Status von Individualität. Denn die Erfindung eines ‚reinen‘ Reflexionssubjekts führe immer wieder zur Konstruktion idealer Entitäten und mache die Bestimmung des realen Bewusstseinssubjekts nahezu unmöglich. Das Problem der Subjektivität sei nicht primär aus einer abstrakt bleibenden Episteme heraus zu begründen, sondern müsse als ihrer selbst bewusste Individualität aufgrund je eigener phänomenaler, d.h. tatsächlicher Erlebensqualitäten bestimmt werden. Individualität als „Modus des Für mich Seins“ lautet demnach das Zentralthema, als Frage danach, wie präreflexive Subjektivität mit dem Bewusstsein zusammenhängt, mittels dessen wir uns tagtäglich und konkret als je besondere Einzelwesen wahrnehmen. Der überkommenen Transzentalphilosophie im Zeichen Fichtes und auch Husserls wird der Vor-

wurf der „Individuumsvergessenheit“ gemacht, erst die moderne Phänomenologie der Subjektivität sei in der Lage, von der Bestimmung der Erlebnisse und Erfahrungen, Gedankenfolgen und Assoziationen auszugehen, in denen sich das reflexive Ich realiter als contingentes, in-der-Welt-seiendes Subjekt gewahr wird. Derart dürfe es nicht allein um das ‚Subjektselbstbewusstsein‘ gehen, sondern auch und vor allem um das ‚Individualselbstbewusstsein‘, zwischen beiden bestehe freilich ein notweniger Zusammenhang. Entgegen der transzentalen Bestimmung des *absoluten* und *reinen*, also eines sich selbst anschauenden Ich bei Fichte, bemüht man sich in phänomenologischer Perspektive heute um eine Bestimmung des „Ichpluralismus“ von Individualität. Das universell transzental konditionierte Subjekt kann demnach nur deshalb zu einer mit sich identischen Einzelerscheinung werden, weil es auch als ein reales Ego daherkommt. Als „Mischwesen“ ist der einzelne in seiner universalen selbstreflexiven Grundstruktur zwar mit allen anderen Subjekten vergleichbar, aber erst als empirisches Ich im Gesellschaftszusammenhang kann er zu einer für-sich-seienden Individualität werden. (Lambert Wiesing). Dass Selbstbewusstsein als unmittelbare *Anschauung* und selbstkonstitutive Urhandlung eines Ego mit der Herausbildung seiner empirischen Individualität ineins gesetzt werden könne, sei daher als aporetisches Reflexionsmodell grundsätzlich abzulehnen. Man solle den Rekurs auf das so genannte *absolute Ich* fallenlassen und den Termini Selbstbewusstsein und Subjekt eine andere, maßvollere Bedeutung unterlegen – als unmittelbares Bewusstsein, das von diesem Bewusstsein selbst besteht. Gefordert sei eine unhintergehbare, also „nicht-egologische“ Selbstbewusstseinstheorie, die Wissensevolution eines transzentalen Ich könne man nicht à la Fichte gleichsetzen mit der Genese einer konsistenten Individualität mitten im Leben. (Manfred Frank).

Eine deutliche Distanz gegenüber Dieter Henrichs Fichte-Position hat auch Jürgen Habermas eingenommen, der die transzental-idealstische Subjektivitätstheorie für monadologisch, solipsistisch und zirkulär hält und von „Aporien der Selbstthematisierung“ spricht. Schon Fichte & Co. hätten nichts anderes vollzogen als Akte des sich in „vergeblicher Selbsttranszendenz verzehrenden Subjekts“, und die seien nach wie vor inkompatibel mit jeder Modernität, weil dunkel und uneinsichtig, ja unhaltbar und bloß metaphysisch. Dem Anspruch der Diskursinteraktion werde eine Subjektivitätstheorie in idealistischer Tradition vor allem deshalb nicht gerecht, weil sie keinerlei Anschlussfähigkeit gegenüber historischen Entwicklungen erkennen lasse. Wenn Habermas von zirkulärer Argumentation bei Fichte und Henrich spricht, so setzt er ihr den empirischen kommunikativen Vergesellschaftungsprimat gegenüber. Individuierung erfolge zuvörderst auf der Grundlage sozialer und symbolgesteuerter Interaktionen, zwar sei auch das Selbstbewusstsein eine Tatsache, bestritten aber wird seine epistemische Relevanz für die Ich- und Weltorientierung sowie für jede Praxis von Intersubjektivität. Die Transzentalphilosophie ist für Habermas seit je außerstande, die Wirklichkeit der Zeiten zu erfassen: „Das Sichwissen, das für Selbstbewusstsein konstitutiv ist, muss in der Weise expliziert werden, dass sich das Subjekt auf sich wie auf ein beliebiges Objekt bezieht und von seinen Erlebnissen, wie von beliebigen Sachverhalten, eine Beschreibung gibt, aber mit der intuitiv durchschlagenden Gewissheit, selbst mit diesem Objekt bzw. diesen Sachverhalten identisch zu sein. Dieser begriffsstrategische Zwang führt, wie Henrich selber mit aller wünschenswerter Klarheit entwickelt, in einen Zirkel.“ Doch der Angesprochene hat sich allenthalben geweigert, den Ursprung von Subjektivität gleichsam zu vergegenständlichen, man könne ihn immer nur als hypo-

thetische Genese voraussetzen, unmöglich sei es, eine restlose Klärung des Grundsachverhalts der Kohärenz von Ich-Sein und Weltverstehen zu erreichen. Fichtes ursprüngliche Einsicht in die vorreflexive Ich-Genese müsse demnach gewahrt bleiben als das so tief verankerte wie inspirierende Faszinosum der Subjektwerdung. Das transzental-idealisch bestimmte Ich stelle letztlich ein reines Selbstverhältnis im Denken des Menschen dar, einen „Indifferenzpunkt von Intentionalität und Wirklichkeit“, vermeinte und reale Welt fielen dabei ineins, heißt es bei Dieter Henrich.

Habermas' Verurteilung der Ich-Metaphysik als Rückfall eines epistemisch zirkulären Denkens ins Vormoderne ist (nicht nur) seitens der Fichte-Forschung widersprochen worden. Schon Kant und Hegel hatten metaphysische Fragen als jeder menschlichen Vernunft unabweisbar zugehörig erklärt, Fichte ist ihnen auf seine Weise gefolgt. Was für Habermas u.a. den Verdacht auslöst, die Subjektivitätstheorie des deutschen Idealismus befindet sich zumal bei Fichte in gefährlicher Nähe zu einer Metaphysik der starken Inhaltlichkeit, weshalb sie grundsätzlich zu verwerfen sei. Dem entgegen fragt man in der Fichte-Forschung, ob philosophisches Denken vom Anspruch des Metaphysischen jemals getrennt werden könne. Man möchte stattdessen im Medium der Transzentalphilosophie immer wieder Anläufe unternehmen, um die subtilen Verflechtungen von Individuation und Realitätsbewusstsein in ihrer je einzigartigen Tiefe und Komplexität neu zu durchdenken. Es bleibe, so heißt es, die Frage nach einem „überzeugenden Verständnis der selbständigen Welt im Rahmen eines strukturrellen Primats der Subjektivität des nach wie vor metaphysischen Selbst- und Weltverständnisses des Menschen.“ Keineswegs treffe zu, dass Fichte die Welt allein und naiveweise aus dem Ich heraus habe erklären wollen, ein solcher Vorwurf sei zurückzuführen auf die „sozialnaturalistische

Verkürzung von Intersubjektivität und Verständigung.“ Im Übrigen könne historisch gesehen von einer ‚nachmetaphysischen‘ Moderne à la Habermas nicht sinnvoll gesprochen werden. Vielmehr sei eine revidierte Metaphysikauffassung auf der Höhe spätmodernen Philosophierens dringend vonnöten.

Gewarnt wird deshalb nicht nur vor einer „Individualitätsvergessenheit“ in den so genannten exakten Wissenschaften, sondern auch vor der „Naturalisierung“ des Geistes in hermeneutischen Fächern. Man müsse vielmehr sehen, dass so wesentliche menschliche Grundbestimmungen wie Denken, Sprechen und Handeln, soziale Institutionen, religiöser Glaube, politische Ordnungen, Kunstwerke etc. Wirklichkeiten bezeichnen, die schon Kant dem ‚Reich der Freiheit‘, also der Welt des Intelligiblen zugeordnet habe: „Wer auf das Sein mit der Frage der Intelligibilität blickt, dem blickt es intelligibel entgegen“, heißt es heute etwa bei Robert B. Pippin. Weder hält man es für möglich, die Subjektproblematik mittels einer epistemisch unzureichenden Theorie der sozialen Lebenswelt zum Verschwinden zu bringen, noch die Philosophie überhaupt dem Primat von Sozialtheorie, Ethik und politischer Philosophie zu unterstellen. Die Philosophie reflektiere zwar die reale menschliche Praxis, sie gäbe jedoch ihre eigene Identität preis, wollte sie sich gleichsam auf die Selbstverdoppelung von Lebenswelten einlassen. Infolge des Vorwurfs einer angeblichen Erschöpfung der Bewusstseinsphilosophie drohe man hinter den deutschen Idealismus zurückzufallen, die besondere Perspektivik und ‚Jemeinigkeit‘, das opake Reflexionsspiel der Ich-Ingredienzien bei jeder realitätsgerechten Identitätsbildung werde verkannt. Nur der urteilende Verstand wisse demnach, was es heißt, überhaupt zu denken, irgend etwas in gelungener Weise auf Objekte bezogen zu denken, ja er bestimme für sich selbst, was seine praktische Bedeu-

tung sei und gebe sich dafür auch die eigenen ‚Gesetze‘. Schon Kant habe gesagt, dass die „Vernunft [in Bezug] auf die Natur nicht bettle, sondern gebiete.“

Dementsprechend vollziehe sich der Konstitutionsprozess des Ich in der Moderne als eine Form freier Reflexivität und moralischer ‚Selbstgesetzgebung‘, und erschöpfe sich keineswegs im Erwerb einer interaktiven Rollenidentität und kommunikativen Kompetenz. Wenn Philosophie eine Form des „nichtfestgestellten Denkens“ sein soll, könne man das Subjekt-Objekt-Erkenntnismodell nicht umstandslos durch ein Subjekt-Subjekt-Kommunikationsmodell ablösen, denn die Leistungen des individuellen Bewusstseins gegenüber der Wirklichkeit seien keineswegs reduzierbar auf die soziale Verständigungspraxis. Zumal sich auch die komplexen Operationen der Vernunft nicht gleichsetzen ließen mit dem „Modus einer Zirkulation sprachlich verketter Gründe [im] Fluss der Kommunikations- und [...] Denk- und Bewusstseinsprozesse“ handelnder Subjekte. Vielmehr seien sie als relativ autonome Areale von Selbstbewusstsein, Selbstreflexion und moralischer Selbstbestimmung für jede Emanzipation des menschlichen Individuums unverzichtbar. Ja, vom Erkenntnispotential des Ich sich selbst gegenüber hänge nicht weniger ab als die moralische Kultivierung des Zivilisationsfortschritts. Alles in allem, heißt es, liege die philosophische Bedeutung Fichtes und des deutschen Idealismus mit ihrer „radikal voraussetzungslosen Untersuchung der Voraussetzungen des Denkens“ und ihren Leitbegriffen Freiheit, Vernunft und Selbstbestimmung des Menschen nicht hinter, sondern immer noch vor uns. So kann der Transzentalphilosoph Fichte, durchaus gleichrangig mit Kant und Hegel, als intellektueller Bezugspunkt in den Blick jener Nachgeborenen rücken, die von der „Unvermeidbarkeit metaphysischer Prämissen bei der Artikulation des modernen Selbstverständnisses“ ausgehen,

und ihre Nachdenklichkeit immer noch dem Mirakel der so freien wie unerschöpflichen Reflexions- und Kreationskräfte des moralisch selbstbestimmten Subjekts widmen wollen. (Carlos Oliveira).⁴

Dem Aufklärer Fichte ging es in der *transcendentalen Kunst* seit je um das Reflektieren auf die eigenen Reflexionen. Bis auf ihren letzten Rest hat er die Selbstdurchsichtigkeit des denkenden Ich nachvollziehbar, ja *anschaubar* machen zu können geglaubt. Denn das Wissen analysiere sich gleichsam selber, *eben weil es Wissen, ein für sich ist*, schreibt er, und so habe es um ein scheinbar einfaches Grundproblem zu gehen, um die von der *wirklichen Wahrnehmung im Bewußtsein unabhängige Demonstration dieses Bewußtseins*. Ist bei Kant vom Ich, diesem ‚höchsten Punkt‘ der Philosophie, als einer „an Inhalt gänzlich leeren Vorstellung“, als reiner Apperzeption und abstrakter Spontaneität die Rede, erscheint es bei Fichte als ebenso beobachtbares wie transparentes, das Selbst- und Weltverstehen des Menschen erschließendes, dabei praktisch inspiriertes Erkenntnisaggregat. Fichte spricht sogar von einer *Identität des Ideal- und RealGrundes, = der Identität des Anschauens und Denkens*. Kant hat die Möglichkeit einer unmittelbaren Ich-Apperzeption des Individuums bestritten, das ‚reine‘, allem urteilsfähigen Denken vorausliegende Selbstbewusstsein blieb für ihn ohne jede Eigenschaft und Qualität, wegen seiner Nichtsinnlichkeit konnte es niemals Gegenstand einer gesicherten Erkenntnis sein. Von ihm sei immer nur bekannt „dass es ist“, niemals aber, „was es ist“, oder „wie es sich erscheint.“ Fichte hingegen expliziert einen Bewusstseinsbegriff, in dem *das Subjective und das Objective gar nicht zu trennen, sondern absolut Eins und ebendasselbe sind. Ein solches Bewusstseyn sonach wäre es, dessen wir bedürfen, um das Bewusstseyn überhaupt zu erklären.*

Mehr noch, Fichte verbindet seine Subjektivitätstheorie mit der Vorstellung vom Aufscheinen eines *immanenten Liches* im Ich, die zurückgeht auf den platonischen Sinn von ‚*theoria*‘ als innerem Prozess des reinen Schauens, eines Wahrheitsgewinns vermöge ideenfundierter visueller Evidenz, jener höchsten aller Reflexionsformen des Menschen. Während für Kant ein Übersprung der Begriffe ins Undenkbare, in die „mystische Erleuchtung“ und „Schwärmerei“ etwa eines Emanuel Swedenborg, den Tod des Philosophierens bedeutet, geht jene ‚anschauende Göttersprache‘ der Romantiker in der Tradition Platons auf Fichte zurück. Ein Illusionstheater, ein Wortzauber der Ich-Illumination ist möglich geworden aufgrund seiner Idee vom *Schweben* der Einbildungskräfte. Er weiß, die Philosophie ist keineswegs der Inbegriff des Lebens selber, sondern nur sein *Bild*. Aber die in der Philosophie errungene Klarheit mit dem Leben zu vereinigen, das geht. Grundsätzlich habe man davon auszugehen, dass die *realen Dinge adäquate Bestimmungen unsers reinen Ich seyen*. Jedes aus Wahrnehmung gewonnene Wissen und jedes Urteil in der Wirklichkeit wie in der Philosophie sei letztlich als *konstruiert* zu betrachten, schreibt Fichte, und so beruhe auch der *Zauberkreis* aller Wissenschaften unverzichtbar auf *Abstraktionen, Spekulationen und Anschauungen*. Nur deshalb kann der Philosoph die emphatische Aufforderung an seine Studenten richten: *Construire den Begriff deiner selbst*. Die Einbildungskraft gilt Fichte geradezu als transzendentale *UrPhantasie*, für das *empirische Bewußtseyn [sei sie eine] völlige Schöpferin und Schöpferin aus Nichts*, alles im absoluten Ich sei so durchscheinend wie *substanzialistisch*. Gleichsam ab ovo vermag die Einbildungskraft die vorstellbare Basis für die rationale *Thathandlung* des reflexiven Bewusstseins, ja der genuinen Ich-Konstitution zu generieren: *Ein System des Wissens ist notwendig ein System blosser Bilder, ohne alle*

Realität, Bedeutung und Zweck. Weshalb es die Wissenschaftslehre auf sich nehmen kann, alle Erscheinungen der Wirklichkeit als irisierende Gestalten von Verstandestätigkeiten, als inneres *Bildsein* vor Augen zu stellen. Ihre Her-vorbringungen bestehen also in einem spezifischen Modus des sinnkonstituierenden *Sehens*, ja in einem *Gesicht*: *das Dasein werden zu sehen*, welches durch den Verstand ge-setzt sei, oder ein *Sichsehen des geistigen Sehens, des inneren Auges*. Für Fichte gilt im Widerspruch zur abstrakten Katego-rialität aller Erkenntnisbedingungen bei Kant, dass eine *Anschauung des in sich handelnden Ichs möglich [ist]. Die Anschauung des Ichs ist aber nichts Fixiertes, ruhendes, son-dern ein handelndes Ich.*

Immer wieder hat Fichte für das Philosophieren den meisterhaften Rhetoriker eingefordert, wenn nicht sogar den *Dichter*, handelt es sich bei seinen eigenen Reden und Vorlesungen doch um symbolisch aufgeladene Illuminatio-nen, um metaphorisierende Lichtspiele, um ein *anschauli-ches Intelligieren*, letzten Endes um *bloße Erdichtung*. Fich-te schreibt: *Wer richtig räsoniert, erfindet auch; und wer erfinden will, muß räsoniren können*, geht es bei der trans-zendentalen Philosophie doch darum, dass *nicht geradezu vorgestellt, sondern daß das Vorstellen vorgestellt wird*. Bei jedwedem Akt von Erkenntnis und Wissen ereignet sich ein inspiratives Einleuchten, es kommt zu einem *Lichtfunken*, ja zu einem *Blitz*, alle Vorstellungen treten in der anschau-enden Selbstbetrachtung des Ich als schlaglichtartige Bilder-ströme in Erscheinung. Es ist letzten Endes ein fluktuieren-der *lichter Evidenzpunkt* im gleißenden Prozess der Selbstkonstruktion des Bewusstseins, der den Hörer/Leser vorbereitet auf das mögliche Sichtbar- und Spürbarwerden von etwas Außerordentlichem, noch nie Wahrgenomme-nem. Dabei kann es nicht primär um ein propositionales Denken gehen, sondern es handelt sich um einen Prozess

der ich- und welterschließenden Visualität, um die *äußerlich* in Begriffe und Worte gefasste *Aussage des Selbstbeschauens*. Denn allem Denken sei ein Auge eingesetzt: *Das Auge ist die Wurzel der Welt*. In diesem Sinne versucht Fichte mit immenser Sprach- und Illusionskraft, den opaken Innenraum des reflektierenden Vernunft-Ich als ein Kontinuum von *Geistesfunken* und Zeichenfluten, als Geflacker von sinnbildenden Helligkeitsimpulsen transparent zu machen, d.h. seine Evidenzchancen mithilfe heuristischer, gleichsam experimenteller Suchbilder und figürlicher Artefakte zu illuminieren: *Aus der Finsterniß zum Lichte* soll jeder einzelne geführt werden können, bis in das Innerste seiner Selbstanschauung hinein, dem Kern aller moralisch fundierten Wandlungsfähigkeit des Menschen. Dabei sei das expandierende Wissen des Ich von sich selbst allenthalben geprägt durch den Erscheinungsprozess des zunehmend Vernünftigen, des Unverbrauchten und Explorativen. Fichtes Frage lautet: *Wie ist es [...] möglich, durch die Sprache in ein ganz neues, bisher nie betretenes Gebiet des Denkens hinüberzuführen?* In der vernunftstrukturierten Ich-Welt der Menschen möchte der Philosoph eine Ahnung davon vermitteln, wie jene verborgenen lumineszenten Bewusstseinsquellen zu gewärtigen sind, die das Gegenlicht zu allen Seh- und Sinnverlusten der eingetrübten Aufklärung seiner Zeit speisen. In der Philosophie gehe es immer wieder um etwas, *das gar nicht gesagt, noch begriffen, sondern nur angeschaut werden kann*.

Grundsätzlich gilt für Fichte, dass er auf der Selbsttransparenz der vernünftigen, das heißt befreienden Wissensevolution der Menschheit besteht (*Die Vernunft ist nicht Individuum, sondern Gemeine*), dies allerdings aus der Perspektive des Christentums als einem modernen *Vehikel der geistigen Ansicht*. Erst kraft eines vernunftgesicherten Glaubens werde jeder einzelne selbstdäig hinaufsteigen können

zu seiner Identitätsfindung als autonomes und egalitäres Menschenwesen, erklärt Fichte, denn der Glaube falle zusammen mit dem Erweckungs- und Heilungserlebnis des *Absoluten*, der humanen Sinn- und Pflichtordnung in Freiheit. Allein dieses Bewusstsein werde dem Menschen einen eigenständigen Weg *aus der Finsterniß zum Lichte* eröffnen. Am Ende soll die Erscheinung Gottes das Ich und das Nicht-Ich in einem idealen Verbund vernünftiger Geister, in einer Welt des Intelligiblen auflösen, einem Sein voller *Agilität, reiner Durchsichtigkeit, Licht, nicht das Licht zurückwerfender Körper*. Der Weg allen *sonnenverwandten* Geistes folgt also keiner Glaubensmetaphysik, sondern soll bestimmt sein durch das freie Erkenntnis-Phantasie-Spiel der schwebenden Einbildungskräfte im Ich. So erweist sich der transzendentale Philosoph als gleichsam kunstfertig experimentierender Metaphysiker des vernünftigen Wissens. Und in gleicher Weise ist auch sein entfalteter Begriff von Aufklärung zu verstehen, als wachsende Klarheit der inneren Bilder des sich selbst betrachtenden Bewusstseins. Bei aller philosophischen Kritik an Fichtes Reflexionsmodell einer selbstevidenten Ich-Konstitution wird man konzedieren müssen, dass ohne sein Illuminations- und Bildertheater der ‚intellektuellen Anschauung‘ die szientifisch irrlichternden, so federnd und ironisch beschwingten Frühromantiker, auch die ihnen folgende artistisch-reflexive Ästhetik der Moderne kaum denkbar gewesen wären.⁵

Verschiedenste Leucht- und Zündstoffe der Ich-Philosophie Fichtes sind nicht nur bei Frühromantikern wie Novalis und Friedrich Schlegel, sondern auch in Hölderlins Roman ‚Hyperion‘ und vor allem in dem Dramenfragment ‚Der Tod des Empedokles‘ wirksam geworden. Die tragische Denker- und Heldengestalt Empedokles – ein griechischer Philosoph, Dichter und Redner auf Sizilien, den Hölderlin vor dem Hintergrund der Französischen Revolu-

tion auf das Symbolmaß der Jenaer Studentenunruhen bringt – wird als politischer Mahner und Warner des Volkes von seinen Feinden aus dem heimatlichen Agrigent verjagt und geht ins Exil, wo er irgendwann den Freitod im Ätna suchen sollte. Nur noch von seinen Jüngern ist der geniale Mann dereinst besucht worden. Scheitern musste er am Anspruch seines titanisch aufbegehrenden Denk- und Lebensreformwerks, denn zu einer Art Gott habe er sich machen wollen „und sprachs im frechen Stolz heraus. [...] Er ist mit grenzenloser Oede nun gestraft.“ Als „schaamloser Lästerer“ und als Volksaufwiegler sei Empedokles oftmals empfunden worden: „Daß Einer so die Menge bewegt, mir ists, / Als wie wenn Jovis Bliz den Wald / Ergreift. [...] Mein ist die Welt, und untetan und dienstbar / Sind alle Kräfte mir, / zur Magd ist mir / Die herrnbedürftige Natur geworden.“ So entsteht in Hölderlins Tragödienfragment ein kritisch bewunderndes Reflexionsbild des welt- und wortmächtig einhergehenden Ich-Philosophen, jenes vermeintlichen Jakobiners, den man im Atheismusstreit mit Ranküne aus dem Amt gejagt hat. Der Fichte-Student Hölderlin hat ein literarisches Monitum zum Thema der Größe und Tragik des modernen Intellektuellen geschaffen, das in mancher Beziehung dem Goetheschen ‚Faust‘ nahesteht.⁶

Dort im ‚Walpurgisnachttraum‘ lässt es der wissens- und machtsüchtige Held allerdings an ironischer Selbstreflexivität nicht fehlen: „Die Phantasie in meinem Sinn / Ist diesmal gar zu herrisch. / Fürwahr, wenn Ich das alles bin, / So bin ich heute närrisch.“ Noch prononcierter liest man in Mephistopheles‘ Gespräch mit dem Baccalaureus: „Dies ist der Jugend edlester Beruf! / Die Welt, sie war nicht, eh‘ ich sie erschuf, / Die Sonne führt‘ ich aus dem Meer herauf, / Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf. / [...] Wer, außer mir, entband euch aller Schranken / Philisterhaft ein-

klemmender Gedanken? / Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht, / Verfolge froh mein innerliches Licht, / Und wandle rasch, im eigensten Entzücken, / Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken.“ Im „Faust“ tritt der Kritik am juvenilen Titanismus das Bild des neuzeitlichen, auf fatale Weise wissens- und erfolgssüchtigen Menschengeistes zur Seite, der nur zu leicht dem eigenen Gedankensuggestiv verfällt: „Ich fühle mich bereit, / Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen, / Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit. / Hier ist es Zeit, durch Taten zu beweisen, / Dass Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht.“ Goethe hat in seiner Tragödie das Vermessene und Tragische jener „Neusten“ im Auge, die sich in ihrem Selbstermächtigungsdrang so „grenzenlos erdreusten.“ Gemeint ist nicht zuletzt jener Paradigmenwechsel von der „auf Ehrfurcht gegründeten“ Gelehrteneneration zu einer quasi revolutionären Professorenschaft, die gemeinsam mit ihren Studenten Gesinnungen statt Wissenschaft verbreiten und alles Denken auf abstrakte und naturwidrige Gleichmaße bringen will.

Auch Fichtes Philosophie gehört für Goethe zu dem Syndrom jener „Transzendierenden“, die sich mit fatalen Folgen der intellektuellen Hybris einer Welt- und Menschen-Neuschöpfung verschworen haben. Wenn Mephistopheles über den Alchemisten Doktor Wagner sinniert, der in seinem Laboratorium mithilfe von „Apparaten zu phantastischen Zwecken“ ein künstliches Menschenwesen hergestellt hat, so zeichnet sich dahinter kaum weniger bedrohlich das Ideenphantasma um den Philosophen Fichte ab. Denn der will ja gleichermaßen „mit meinem Geist das Höchst‘ und Tiefste greifen, / [...] Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.“ Faust verkörpert den selbstentfremdeten homo sapiens der Moderne, dessen Wissens- und Machtwahn ihn in eine prekär zugespitzte Lebenslage gebracht hat. Der Ich- und Ideen-Schöpfer im Reich der Wis-

sensevolution *und* der technische Produzent des „artig Männleins“ behaupten nur auf unterschiedliche Weise, dass sie die Naturwirklichkeit aus ihrem Selbst heraus künstlich neu „setzen“ und alles „Erfahrungswesen“ unbeachtet lassen können. In Goethes Dramenwerk, diesem „seltsamen Gebäu [samt] sehr ernsten Scherzen“, wird hinter dem furiosen Welteroberer Faust schemenhaft auch die Gestalt eines Fichte erkennbar, als Paradigma jener ‚veloziferischen‘ Moderne mit ihrem Willen zu hypertrophem Wissen und naturfeindlicher Machbarkeit. Im Blick auf die Malaisen der rationalistischen Zivilisation und in der Erwartung, dass die Menschheit künftig immer wieder durch die ‚Neusten‘ existenziell herausgefordert wird, hat Goethe den Widerspruchsgeist Fichte mitgenommen auf die Grand Tour seiner poetischen ‚Welt- und Völkergabe‘ durch „absurde und konfuse“ Zeitschritte.⁷

VORSPIEL AUF DEM KATHEDER

Jena im Mai 1794 – Der Auftritt

Eine Lichterscheinung?

Ein Name ist längst zum Fanal geworden, als er in der Jenaer Kollegienkirche den Vorlesungsreigen über die ‚Bestimmung des Gelehrten‘ aufnimmt. Es ist Freitag, der 23. Mai 1794, gegen 18 Uhr. Im Hörsaal tummeln sich an die fünfhundert Studenten, alle sind aufgebracht, von unbeschreiblichem Jubel ist die Rede: *Das große Auditorium in Jena war zu eng; der ganze Hausflur, der Hof stand voll, auf Tischen und Bänken standen sie übereinander.* Selbst Schiller, Wilhelm von Humboldt und andere Kollegen, auch Honoratioren der Stadt sind unter den Versammelten. Mancher Interessierte findet keinen Platz, weshalb er an diesem Tag das Erlebnis eines gewagten Spektakels versäumen muss – die öffentliche Selbsterfindung des politischen Professors Johann Gottlieb Fichte. Schon seit Längerem hat man diesem philosophischen Großereignis entgegen gefiebert: „Ihr Name tönt vor allen und die Erwartung ist auf das höchste gespannt, freilich wohl auch mit deswegen, weil man Sie für den mutigsten Vertheidiger der Menschenrechte hält, von welchen mancher Musensohn eine ganz eigene Vorstellung haben mag“, schreibt ein Freund an den Philosophen wenige Tage vor seiner Ankunft in Jena. Hat es in der Universität, die doch als ‚Treibhaus der Kantischen Philosophie‘ gilt, jemals ein so großes und erregtes Auditorium gegeben? Wohl nur fünf Jahre zuvor bei Friedrich Schillers berühmter

Antrittsvorlesung über das Studium der Universalgeschichte. Aber der ist daraufhin kein Freund des akademischen Nachwuchses geworden. Und seit dem kürzlichen Fortgang des renommierten und beliebten Kantianers Karl Leonhard Reinhold fühlen sich die Jenaer Studenten einigermaßen verwaist. Jetzt aber der Auftritt seines Nachfolgers, des berüchtigten Autors der Revolution und der Denkfreiheit.¹

Mag Fichte beim ersten Anblick auch als ein Mann von gewöhnlicher Statur erscheinen – „schwarz und klein“ sei er, schreibt Wieland, und der Medizinprofessor Gruner spricht bald von kurzgeratener „dickstämmiger Ichheit“ –, doch überlebensgroß erstrahlt der Nimbus des ‚jacobinischen‘ Schriftstellers und angeblichen Kant-Intimus. Auf viele Zeitgenossen wirkt dieser 32jährige Philosoph erratisch. Hier und dort wird er als kraftvoll, zornig und kampfeslustig beschrieben, sein Tonfall sei harsch, durch wenig Humanität gemildert und nahezu beleidigend, man attestiert ihm schneidige und herrische Züge. Ein kompakter, muskulöser Wuchs auf gekrümmten Beinen, ein narbiges Gesicht mit breiter Stirn zeichnen ihn aus, eine prägnant hervortretende Adlernase, dunkles, auf die Schultern fallendes Haupthaar, ein stechender, glutvoller Blick unter „in wogenden Furchen sich vereinigenden Augenbrauen“, die Stimme volltönend bis schrill und von raumgreifender, geschliffener Wortmacht, die ganze Person eine energiegeladene Ich-Performance im schllichten, aber respektablen Habitus. Manch einem kommt es so vor, als habe dieser Philosoph der ganzen Welt den Krieg erklärt, und tatsächlich sollte er sich bald öffentlich zu einer *Vernunft im Kampfe* bekennen. Während Schiller behauptet, dass zwischen dem „Kathedern und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen lässt“, werden Fichtes fulminante Vorträge sein Publikum von jetzt an nahezu mühelos in ihren Bann schlagen. Doch scheint er mehr be-

wegen zu wollen als nur die akademischen Gemüter. Nach einiger Zeit geht das Gerücht um, der neue ‚Professor extranumerarius‘ habe manchmal in Reitermontur, gespornt und gestiefelt und stampfenden Schrittes die akademische Bühne betreten, um aus seiner Vorlesung einen famosen Denkerauftritt aus dem Stehgref zu machen.

Die freie Rede eines freien Mannes, statuarisch auf der Empore und mit gebieterischer Handbewegung, das sollte in der Universitätsstadt nicht nur unter den Studenten sprichwörtlich werden. Verkörpert dieser Fichte tatsächlich in seinem „ganzen Äusseren [...] einen Menschen, der vollkommene Geistesfreiheit, mithin Kühnheit und Originalität besitzt?“ Keineswegs zufällig ist er von der Weimarer Machtspitze unter Führung der Minister Voigt und Goethe an die illustre alma mater Jenensis berufen worden – in der Tat eine „Kühnheit, ja Verwegenheit“, gleichwohl mit Genehmigung des Herzogs Carl August. Der hasst eigentlich das Bestreben von Gelehrten, „Einfluß in Staats Sachen zu haben.“ Doch dieser wohlbedachte Coup der Obrigkeit scheint geglückt zu sein. Man möchte nicht nur bei den Jenaer Bürgern die Botschaft bekräftigen, dass die so kleine wie berühmte Geistesmetropole, das „liebe närrische Nest“ (Goethe), jetzt wieder neu zu leuchten beginne. Einige Tage nach der legendären Inthronisation kann der frisch gekürte Professor in einem Brief an seine Frau selber nur staunen – seine *Celebrität* sei doch weit größer als er es für denkbar gehalten habe. Und tatsächlich sollte Fichte in der intellektuellen Welt des Landes bald wieder das *allgemeine Stichwort* abgeben. Goethe setzt später im ‚Faust‘ die Jenaer Ereignisse des Jahres 1794 in Szene, eine lebhafte Anschauung hat ihm neben der spektakulären Erscheinung Fichtes auch wohl der „wunderliche“ Helmstedter Professor und wissenschaftlich-technische Universalist Gottfried Christoph Beireis geboten. Goethes ironische Verve zielt im ‚Faust‘ auf

den alchemistischen Erzeuger des Kunstwesens Homunkulus – Doktor Wagner: „Den ersten jetzt in der gelehrten Welt! / Er ist's allein der sie zusammenhält, / Der Weisheit täglicher Vermehrer. / Allwissbegierige Horcher, Hörer / Versammeln sich um ihn zu Hauf. / Er leuchtet einzig vom Katheder; / Die Schlüssel übt er wie Sankt Peter, / Das Untre so das Obre schließt er auf. / Wie er vor allen glüht und funkelt, / Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter stand; / Selbst Faustus Name wird verdunkelt, / Er ist es, der allein erfand.“²

In seiner Autobiographie schreibt der ehemalige Jenaer Student Johann Georg Rist: „Fichtes Auftreten in Jena traf die in ähnlicher Richtung strebenden Geister wie ein elektrischer Schlag [in einer] gewaltigen, chaotischen Zeit.“ Die Studenten scheinen damals aus Tagträumen erwacht zu sein und so etwas wie eine Lichterscheinung vor sich zu sehen. Fichte echauffiert und enthusiastisiert jedermann um sich her. Mit ihm ziehe an der Universität ein Drängen und Treiben wie im Frühling herauf, und offenbar sei dieser neue Philosoph willens, die Jünglinge von allem „furchtsam Überlieferten rein abzulösen.“ Der leibhaftige Paradigmenwechsel also – welch ein gewaltiger Eindruck: „Alles lebte an ihm, und sein ernstes Aussehen schien dem, was er sprach, noch mehr Nachdruck zu geben, auch sein helles, volles Sprachorgan begünstigte den Eindruck, den seine Rede auf die ganz auf ihn gehefteten Zuhörer machte.“ Sein Vortrag „rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet“, heißt es bei Zeugen der ersten Vorlesungen des Professors. Aber was für eine hochspekulative, in sich oszillierende Philosophie, was für ein alchemistischer Sprachzauber vom *absoluten Ich* und vom *Nicht-Ich* wird hier in die Welt gesetzt? Beim gespannten Zuhören glauben die Anwesenden in eine gefährliche Gemütsstimmung zu verfallen. Rist schreibt über seinen

ersten Eindruck von dem Vortrag des Philosophen: „Mir ward allmählich eiskalt, wie ich so um mich her alles verschwinden sah, die befreundete Welt mit ihren heiteren Farben, die Lust der Sinne und was das Herz liebte in der Natur, deren rechtes leibliches Kind ich mich wohl nennen durfte. An deren Stelle trat nun ein düsteres, formloses Chaos, ein Unding, Nicht-Ich, ohne Gestalt, Klang und Farbe.“ Nicht weniger erschrickt der Schweizer Student Johann Rudolf Steck vor Fichtes kolossalem Geist. Der Professor habe ihn durch seine Vorlesungen in den „Tiefen und Untiefen meines Wesens eine grässliche, Schauer erregende Leerheit und Oede“ verspüren lassen. Später jedoch sei klargeworden, dass vor allem Fichte ihn von den „Fesseln eines Autoritätsglaubens“ befreit und zum autonomen Denken befähigt habe.³

Ich weiß sehr gut, hat der designierte Philosophieprofessor schon kurz vor seiner Ankunft an den Weimarer Freund Carl August Böttiger geschrieben, *daß von jetzt an ich noch mehr der Gegenstand der Gaffer seyn werde*. Tatsächlich sollte dieser sonderbare Mann bald vielen Zeitgenossen nicht nur in Jena mehr und mehr zu denken geben. Sogar seinen Schnupftabak kaut er, statt ihn zu inhalieren, heißt es, und sein enormer Konsum an Champagner sowie seine Neigung zu schönen Damen der Gesellschaft sind in kurzer Zeit notorisch. Hier und dort wird er aber auch als schlecht gekleidet, als schmutzig und garstig geschildert und die Rede ist von seiner „heftigen und einseitigen Unart, sobald er gereizt war.“ Will Fichte in seinem öffentlichen Auftritt den Demokraten zu erkennen geben? Offenkundig hat er wegen seines niederen Herkommens aber auch eine gewisse Scham empfunden. Ist der Professor wirklich „von einer Trunkenheit in die andere taumelnd“ gesehen worden? Als Persönlichkeit besitze er wenig „Delicatesse“, so sein Kollege Forberg aus unmittelbarer Anschauung, auch andere

in Fichtes Nähe sprechen von Herbigkeit, ja von einem Mangel an Würde und Anmut. Ist dieser neue Hochschullehrer eine „Brennessel“, wie Goethe den aufsässigen Ironiker Friedrich Schlegel einmal genannt hat? Nicht jeder Konflikt ist Fichte damals von anderen aufgezwungen worden, viele hat er schon vorher und wird er weiterhin durch seine Cholerik und seinen Starrsinn selbst verursachen, oder noch verschärfen. Wer in Erscheinung tritt wie dieser Mann, muss offenbar für das bald folgende kleinstädtische Gewitter aus Gerüchten und Verdächtigungen, aus Injurien, Tratsch und Hass nicht sorgen. Unbestreitbar ist, was er zu jener Zeit an Kant schreibt: *Ich lebe im Mittelpunkte der litterarischen Anekdotenjägerei und Klätscherei*. Doch gerade seine *Ideen, Gemüth und Nichtachtung gewöhnlicher Verhältnisse* sollten es sein, die sich immer wieder als provokativ erweisen. Immerhin kann er seiner Frau zunächst mitteilen, die halbe Universität habe ihm eine *solenne Musik und ein Vivat gebracht. [...] Die Laufbahn ist gut eröffnet*. Doch wird man Goethe rechtgeben müssen, Fichtes „Einzug in Jenas Mauern hat nicht unter den friedfertigsten Ausichten“ stattgefunden.⁴

Es ist ein vielfach diskutierter, so oft gelobter wie gescholtener und bald auch verteufelter Mann, der im Mai des Jahres 1794 an der ehrwürdigen, sich unter Goethes Patronage modernisierenden Universität Jena ein Professorat antritt. Kurz vorher hat man diesen Studienabbrecher mit dem etwas halbseidenen pfalzgräflichen Doktortitel aus Qualifikationsgründen erst einmal zum ordentlichen Magister Jenensis machen müssen. Doch Goethe und Schiller, Wieland und sogar Herzog Carl August, mehrere Amtskollegen sowie einige Honoratioren der Stadt nehmen den Angekommenen damals freundlich in Empfang. Fichte wird in der guten Gesellschaft Weimars und Jenas herumgereicht und mit Achtung behandelt, oft bewundert, nur manchmal

mit einem gewissen Argwohn bedacht: *Alles, selbst das, was ich für widerwärtig halten mußte, ist so voll Freundschaft zu mir, daß ich das alles nicht so recht glauben kann.* Doch erst einige Zeit später wird er im Ernst von Feinden sprechen müssen. Zunächst heißt es in dem Brief an seine Frau vom Mai 1794: *Einen Feind und Gegner habe ich nicht.* Vielmehr hätten seine moralischen Reden in Jena und Weimar *große Sensation gemacht.* Von würdigen Männern sei er mit offenen Armen empfangen worden, überhaupt hätten die meisten Jenenser Geschmack am Umgang mit ihm gefunden und seiner Berühmtheit Anerkennung gezollt. Das gelte sogar für Herzog Carl August. Fichte weiß sehr wohl, dass er, der Gänsejunge aus dem sächsischen Rammensau, jetzt in eine höhere soziale Klasse aufgestiegen ist, in die Welt des sorgsamen Betragens und des angemessenen Tons. Ganz geheuer ist ihm das nicht. Bald wird er sich gezwungen sehen, Bediente zu halten und in einem gepflegteren Gasthof der Stadt zu speisen, sich sogar noch etwas ausgesuchter zu kleiden. Der gelehrte Stand, schreibt er einem seiner Brüder, *fängt an, sich auf eine immer höhere Stufe empor zu arbeiten.* Trotz der für ihn zu früheren Zeiten so *furchtbaren Töne* *große Welt, feine Welt, guter Ton, gute Erziehung, Welt- und Menschenkenntnis* habe er nun herausgefunden, dass mit *gesundem Menschenverstand [...] und mit anständigem Vertrauen zu sich selbst in jedem Zirkel fortzukommen ist.* In der Tat wird sich der Abkömmling aus kleinen Verhältnissen nach einiger Zeit zu den etablierten Akademikern Jena gesellen, ein Haus erwerben und von einem Landgut immerhin träumen können, denn Hörergebühren und Publikationen bringen ihm ansehnliche Summen ein.⁵

Gleichwohl sollte es unter den Zeitgenossen mehr und mehr zu hartnäckigen Vorbehalten kommen. Was für ein wilder und gewaltiger Mensch, welch ein „Titan“ und „homerischer Zeus“ sei dieser Mann, heißt es nach einer Weile

nicht nur im Kreis der Kollegen. Heinrich Heine wird später von einem „Napoleon der Philosophie“ und seinem unerbittlichen Willen zum „Welt-Ich“ sprechen. Doch sollte sich das Erscheinen Fichtes schon damals in Jena und andernorts zu einem ebenso erlebnis- wie folgenreichen Ereignis entwickeln. Immer mehr Klatsch und Anekdotisches über ihn wird herumgereicht, Anlässe dazu liefert er gewollt oder unbeabsichtigt in steter Folge. Die Philosophie sei keine Domäne weltabgewandter und singulärer Geisteshelden, donnert der versierte Prediger von seinem Katheder herab, sondern von herausragender gesellschaftlicher Relevanz. Der Gelehrte sei *ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft* da, weil überhaupt in der *Wechselwirkung durch Freiheit der positive Charakter der Gesellschaft* bestehe. Jeder Lehrende habe sich zu den sittlich besten Menschen des Zeitalters hinaufzuarbeiten, als *Erzieher* trage er eine unverzichtbare öffentliche Verantwortung. Sein eigenes philosophisches System, so der Professor im Brustton der Überzeugung, stelle den Menschen in *seinem ersten Grundsatze als selbstständiges Wesen hin*, weshalb künftig von *keinem Äußern die Rede [sein werde]*, sondern *lediglich von uns selbst*. Eine scharfe Absage wird dem *Brodstudium* erteilt, vielmehr gelte es, dem *Geist der freien Forschung* einen Weg zu bereiten: *Frei denken, u. selbstdenken lernen, [sei] der Endzweck alles Studirens*. Fichte will seine Studenten, die gerade in Jena nicht selten aus dem Milieu der ‚Pauperes‘ oder des Bauernstandes kommen, allen Ernstes zu mutigen Mitdenkern und Selbstlernern erziehen, es verlangt ihn nach *Mitteilung von Geist zu Geist*, er möchte ihre *Herzen fesseln*.

Noch dürften seine politischen Frühschriften in den Ohren manches studiosus nachklingen, etwa die Rede von der Autonomie gegenüber allem, *was nicht Wir selbst, unser reines Selbst ist*, oder von der Übung aller Kräfte *auf den*

Zweck der völligen Freiheit. Mündlichkeit und Popularität, so zeigt sich sehr bald, sind Fichtes Wirkungselement und Selbstermächtigung ist sein Grundprinzip, geht es doch zuvörderst um ein souveränes Ich, das sich *nicht als bestimmt durch die Dinge, sondern die Dinge bestimmend* erleben soll. Fragte man seine Wissenschaftslehre, *wie sind denn nun die Dinge an sich beschaffen? So könnte sie nicht anders antworten als so: so, wie wir sie machen wollen.* Eines wird schon bei Fichtes ersten Auftritten klar – dieser Professor liest nicht nach akademischem Herkommen aus Kompendien anderweitiger Schulphilosophen, sondern trägt ausschließlich seine eigenen Denkergebnisse und Ideen vor, und dies im Habitus eines Originalgenies, wohlweislich auf Deutsch. In größtmöglicher Autonomie reflektiert und extemporiert sollen seine Gedanken *vor den Augen der Hörer, und mit ihnen entwickelt* werden: *Jeder wird sie anders denken müssen, um sie selbst zu denken*, weil doch die reale Welt durch die Erfahrungs- und Wissenskräfte des ‚Ich‘ angeeignet und verstanden, insoweit auch erst geschaffen werde. Das Momentum des Philosophierens liegt für Fichte in der spontanen und freimütigen Kommunikation zwischen autonomen Subjekten, als Pädagoge möchte er bei jedem einzelnen Studenten Freiheits-, ja Widerstandsergien gegen das *entmannte und nervenlose Zeitalter* hervorrufen. Denn durch das absolute Ich sei der Begriff des Wirklichen als etwas Intelligibles erst gesetzt, ja dieses Selbst sei letztthin aller Realität Quelle: *Man macht in unserem System sich selbst zum Boden der Philosophie, daher kommt sie demjenigen als bodenlos vor, der dies nicht vermag.* Und schon bald wird es auf Fichtes Katheder vollständig heißen: *Alle Betrachtungen, die [die Wissenschaftslehre] anstellt, sind bestimmt, die natürliche Besinnungslosigkeit zu erschüttern, zu erschrecken, die schlafende Freiheit aufzurütteln.* Welch eine Provokation an der illustren Universität Jena. Ist das noch der Auftritt eines ehrwürdigen Profes-

sors? Das Wunschziel des Philosophierens sieht dieser streitbare Mann nicht in der Bewahrung und Vermehrung überkommener Wissensbestände, sondern darin, einen *neuen Menschen zu gebären, das alte Wesen ganz umzuschaffen.*⁶

Mit Apolomb bietet Fichte eine Vorlesungsreihe am Freitagabend und besondere morgendliche *Conversatorien* an, *etwas in Jena ziemlich unerhörtes*. Schon vor Amtsantritt hat er eine Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen publiziert unter dem Titel ‚Über den Begriff der Wissenschaftslehre‘, die vorerst nicht in den Buchhandel kommen soll, sondern bogenweise und mit seiner Gegenzeichnung an Hörer und Freunde verteilt wird. Und noch während des Sommersemesters erfolgt die wortgetreue Veröffentlichung seiner ersten fünf Vorträge: ‚Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten‘. Der Auftritt des Professors Fichte scheint etwas anderes zu signalisieren als eine rein akademische Innovation. Offenkundig geht es diesem Denkerprediger um so etwas wie eine Entgrenzung der Publizität im Lande überhaupt. Freilich hegt Fichte bei all dem auch einen gewissen Unmut, denn nur eine kleine Zahl von Studenten hat zu Anfang auf seine Seminare pränumeriert. Sollte das nicht besser werden, heißt es in einem Brief an seine Frau, werde er in Zukunft nur noch wenige Veranstaltungen solcher Art anbieten. Denn er könne auch als Schriftsteller *stark genug wirken, und die Studirenden haben es sich dann selbst zuzuschreiben*. Vor allem seine ‚Conversatorien‘ sind ihm wichtig, hier will er den versprochenen Diskurs mit den jungen Menschen suchen, im kleinen Kreis und in freier Wechselwirkung sollen sie ihrem Lehrer auf egalitärer Basis begegnen. Schon immer hat er Prediger, ja der *Erste in dieser Kunst* werden wollen, dem ciceronianischen Ideal öffentlicher Vernunft hängt der Professor an seit seinen Schülerjahren. Und wie Immanuel Kant will auch er sich in seinem neuen Amt um „wahre philosophische Popu-

larität“ bemühen, um die Sensibilisierung der *Empfänglichkeit* und *Mittheilungsfähigkeit* aller intellektuell ansprechbaren Menschen, insbesondere seiner Studenten. Denken ist für Fichte per se ein gesellschaftlicher Initiationsakt: „Der Hang zu unruhiger Tätigkeit, der in der Brust jedes edlen Jünglings wohnt, wird von ihm sorgfältig genährt und gepflegt“, attestiert ihm sein Kollege Forberg damals. Mag Goethe an diesem „wunderlichen Kauz“ auch manch Be fremdliches entdecken und seine Wissenschaftslehre „nur mit Mühe und von ferne“ zur Kenntnis nehmen, er hat die moralische Aufrichtigkeit des Pädagogen Fichte sehr wohl geschätzt. Er sei eine der „tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen“ habe, betont er später einmal, ungeachtet aller Herausforderungen der Konvention, die mit dem neuen Professor seit 1794 verbunden gewesen sind.⁷

Mal um Mal trägt der Professor schon damals eine Philosophie, ja eine *Vernunftkunst* vor, die dem ‚ganzen‘ Menschen *Einheit und Zusammenhang* vermitteln soll, denn das System seiner Wissenschaftslehre sei kein *todter Hausrat*, sondern *beseelt durch die Seele des Menschen*, der sie in sich aufzunehmen bereit und fähig sei. Auf dessen Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen komme alles an, und das wiederum sei zutiefst in jedermanns subjektiven Gemüts- und Willenskräften begründet. Der Philosoph möchte etwas versuchen, das Goethe an ihm bewundert – seine Reflexionen der *reinsten Geistigkeit des Gefühls* anzuschmiegen, diesem einzig wahren Wirklichkeitsverhältnis aller Menschen. Die Ich-Identität, die Widerspruchsfreiheit von Denken und Wollen, von Geist und Herz, Verstand und Gemüt wird Fichte zeitlebens als Gewissheitsbasis aller philosophischen Reflexion und rhetorischen Wirksamkeit betrachten. Ein Denken, aus dem alles praktische Interesse des Individuums getilgt wäre, käme einem *bloßen Spiel [gleich]*, das von nichts ausgeht und auf nichts hinausläuft. Stattdessen

will er sich um Einsichten bemühen, die seinen Studierenden ein originäres, ein zur Selbstermächtigung führendes Ethos, ja eine neue Spiritualität des Vernünftigen erschließen. Das große Arbeitsprojekt Johann Gottlieb Fichtes besteht in dem Versuch einer empathisch tief ansetzenden Entbindung und Kultivierung der Ich-Bewusstseinskräfte aller, und dies erklärtermaßen im Widerspruch zur kraftlos gewordenen Vernunftkultur seiner Zeit. Erproben will sich der frisch gekürte Philosophieprofessor an einer außerordentlichen Innovation – er möchte das Verhältnis zu seinen Schülern verstehen als *Gesellschaft von Freunden, die mehr als Ein Band vereinigt, uns zum hohen feurigen Gefühl unserer gemeinschaftlichen Pflichten [zu] ermuntern*. Kraft dieser diskursiven Beziehung von autonomen Wesen zueinander soll jeder eine Ahnung gewinnen von dem großen Ziel seiner praktischen Selbstvervollkommenung und seinem Konsens mit einer Gesellschaft der *Freiheit [und] schönen Harmonie*.⁸

ERSTES KAPITEL

Lehrjahre eines Verzweifelnden ***Aventürensucht und Selbstverdung***

Fichte hat einmal erklärt, der moderne *Philosoph u. Gelehrte* [müsste] notwendig ein Protestant sein. So wenig das historisch zu verallgemeinern ist, auf den späteren Autor der Ich-Philosophie und der Wissenschaftslehre trifft es in besonderer Weise zu. Für Fichte gilt, dass ein stark „religiös-theologisches Fluidum“ sein wissenschaftliches Denken prägte, durchzog, stützte und orientierte.“ Und dies bestand in der geisteskulturellen Erneuerung des Protestantismus im 17. und 18. Jahrhundert, dem deutschen Pietismus. Ihm zuvörderst, nicht in erster Linie der philosophischen Tradition sollte schon der junge Fichte ein Großteil seiner gläubigen und moralisch-politischen Grundüberzeugungen verdanken. Es ist der sensibilisierte Reformprotestantismus, der selbst noch sein späteres Bemühen um die Vermittlung von Glauben und Denken, Herz und Verstand zu Momenten einer ursprünglichen Ich- und Daseinsgewissheit motivieren wird, in der vernünftige Überzeugung und emotionales Gespür zu einem *lichen Evidenzpunkt* ineinander fallen.¹

Das Seelen- und Geistesklima des Pietismus umfängt den am 19. Mai 1762 im sächsischen Rammensau in der Oberlausitz geborenen Johann Gottlieb tagtäglich, im Elternhaus, in der Schule, im dörflichen Leben. Früh tritt ihm diese *Religion des Herzens* als Bildungswelt gegenüber, etwa wenn das sündige Ego im Angesicht der Herrlichkeit Got-

tes betet, oder sich in regelmäßigen Kontemplationen und Selbstprüfungen übt. Später als junger Schriftsteller wird er von den Tugenden sprechen, die das *eigene Wesen der christl. Religion ausmachen, der Ergebung in den Willen Gottes, der Geduld, der Sanftmuth, der Aufopferung für das Wohl des Ganzen [...], der FeindesLiebe, des tiefen Blicks ins MenschenHerz*. Die christliche Religion erleuchtet den Verstand des Menschen, das lernt Fichte schon in früher Kindheit, aber *nicht durch scharfe, tief gedachte Betrachtungen, u. strenge Beweise, [sondern] indem sie ihn durch das Herz erwärmt*. Inniges Glaubenserlebnis und selbstdämmiger Geist – für die Ich- und Bildungsentwicklung des jungen Mannes, selbst noch für seine spätere affektbegründete und ganzheitliche Erziehungsphilosophie wird beides unauflöslich sein. Doch vorerst hat der kleine Johann Gottlieb noch so unendlich vieles zu lernen. Geprägt ist seine frühe Jugend durch ein karges und ereignisloses Leben in der tiefen sächsischen Provinz, der älteste Sohn der Familie verbringt es mit Ziegenhüten, mit Hilfsarbeiten in der heimischen Weberei und im Hausierhandel mit den väterlichen Produkten. Materielle Knappheit, ja potenzielle Armut prägen das Dasein im Haus der Fichtes. Heinrich Heine wird später über den kritisch bewunderten Philosophen schreiben: „Seine Jugendgeschichte ist eine Reihe von Kummernissen, wie bey fast allen unseren ausgezeichneten Männern. Armut sitzt an ihrer Wiege und schaukelt sie groß.“ Fichtes Vita hebt an im provinziellen Abseits, in menschlicher Enge, unter frugalen Lebensverhältnissen. Allein die verheerende Wirtschafts- und Hungerkrise der frühen siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts dürfte auch an Rammensau nicht spurlos vorübergegangen sein. Johann Gottlieb, dessen Vorfahren allesamt Handwerker oder Bauern waren, ist das älteste von insgesamt neun Kindern des Bandwirkers Christian Fichte und seiner Ehefrau Johanna Maria Dorothea, geborene

Schurich, aus dem benachbarten Pulsnitz. Zeitlebens wird Christian Fichte keinen Bürgerstatus im eigentlichen Sinne beanspruchen können, sondern zu den Kleingewerblern, resp. zu den eher schlecht als recht etablierten Häuslern gehören. In dieser Zeit zählen die Fichtes nicht länger zum traditionalen Bauernstand. Zwar sind sie gewiss keine Plebejer oder Tagelöhner, aber als Unterständische stehen sie beiden Gruppen in der sozialen Wertschätzung unfreiwillig nahe. Ernst Bloch hat die Familie zu den ‚Proles‘ gezählt, einer Art Vorhut des späteren Proletariats. Und dennoch haben die Fichtes auf ihre Weise Ansehen erworben und verfügen über ein knapp hinreichendes, aber wohl regelmäßiges Einkommen. Ihr Bildungsstand zeigt sich gut christlich-pietistisch fundiert.²

Fichtes Großvater, der in Rammendorf schon einen kleinen Bandhandel betrieb, hat seinen Sohn Christian einst zur Lehre nach Pulsnitz geschickt, wo Meister Johann Schurich eine respektable Leinwandfabrik sein eigen nannte. Der junge Mann sollte etwas Reputierliches lernen und brachte es tatsächlich zu einem guten Leumund, doch fatalerweise verliebte er sich in die Tochter des Meisters, der später bei aller Wertschätzung des Gesellen nur mit großem Vorbehalt in diese Eheschließung einwilligen möchte. Eine Hochzeit im heimischen Pulsnitz kam nicht in Frage, sondern Christian musste samt seiner Angetrauten und einer nicht besonders üppigen Mitgift nach Rammendorf zurückgehen, wo er sich ein kleines Haus mit Werkstatt bauen konnte. Die Heirat seiner Tochter mit dem nicht standesgemäßen jungen Mann war für den bürgerstolzen Brautvater auch deshalb eine Peinlichkeit, weil die junge Frau schon vor der Heirat schwanger geworden war. Der kleine Johann Gottlieb wird mithin als so genanntes ‚Siebenmonatskind‘ geboren, seine Familie muss die soziale Zurücksetzung damals in Demut hinnehmen. Immanuel Hermann Fichte, der einzige Sohn

und erste Biograph des Philosophen, hat später ein idyllisiertes Porträt seiner Familie zu zeichnen versucht, in der neueren Forschung sind daran einige Korrekturen vorgenommen worden.

Fichtes Verhältnis zu seiner Mutter gilt zumeist als angespannt, gleichwohl dürfte sie von besonderer Bedeutung für seine charakterliche Entwicklung gewesen sein. Nicht selten wird Johanna Fichte als herrschsüchtig, als starrsinnige und streng religiöse Frau beschrieben, ja als eine Frömmleinrin, die man in der Familie geradezu gefürchtet habe. Aber hat sie, die so „behänd im Auffassen wie im Antworten, selbständig in jedem Entschlusse“ gewesen sei, wirklich die Geburt ihres Ersten als Schmach empfunden und den früh Widerspenstigen einen ‚krummbeinigen Schreyer‘ genannt? Fichte selbst, der seiner Mutter nicht nur im Äußeren sehr ähnlich gewesen sein soll und als gleichermaßen eigensinnig, zänkisch und willensstark gilt, dürfte später selbst das eine oder andere (Vor-)Urteil gegenüber Mutter Johanna nahegelegt haben. Etwa wenn er betont, sie habe *nie besondere Zärtlichkeit* gegen ihn gezeigt: *Meine Mutter, – die arme Frau – wusste nicht, wie sie es machen sollte, um Ruhe zu halten. [...] Sie wollte gern gut thun, und sie kann leider nicht, weil ihr Herz nicht gut ist. [...] Doch warum wird diese Frau nie heiter? Warum nimmt sie nie herzlichen Anteil an unsern Gesprächen?* Nicht einmal seine Erfolge im Leben hätten die Mutter menschenfreundlicher stimmen können. Noch der berühmte Universitätsprofessor wird hoffen, dass Gott, *der ein anderes Gericht führt als wir*, seiner alten Mutter vergeben möge. Im vorgerückten Alter hat er sie indes wohlwollender beurteilt.³

Zweifellos hat die fromme Johanna Einfluss genommen auf die Sozialisation ihres Erstgeborenen, insbesondere auf seine religiöse Unterweisung. Als es darum ging, ob man den begabten Sohn zur Förderung seines Talents aus dem

Haus geben solle, sei es der Mutter sehr schweregefallen, „ihr theures, bisher so fromm erzogenes Kind fremden Menschen, besonders denen eines üppigen Edelhofes, zu überlassen. Besser sey es, ihr Kind bleibe ungelehrt und unbedeutend, als daß es an seiner Seele Schaden leide.“ Die ansonsten so energische und strenge Johanna Fichte besaß also auch fürsorgliche Eigenschaften, weshalb der Sohn ihr letztlich „das Feste, Unerschütterliche seines Charakters als Erbstück zu verdanken“ gehabt habe, so Fichtes Sohn. In späteren Jahren sei er sogar bereit gewesen, die Mutter mit kindlicher Ehrfurcht als ehrwürdiges Wesen zu betrachten. Energisch wird der Älteste für ihr Erbrecht gegenüber den übrigen Kindern eintreten. Und nicht zuletzt sollte Fichte später zu erkennen geben, wieviel er den religiösen Einsichten verdanke, die ihm auch seine Mutter vermittelt habe.⁴

Anders das Verhältnis des Philosophen zu dem *guten, herzlichen, braven* Vater, seiner gedenkt er oft mit Zärtlichkeit: *Wie wohl thut mir stets sein Anblik, u. sein Ton, und sein Räsonnement. [...] Mache mich Gott zu so einem guten, ehrlichen, rechtschafnen Manne, u. nimm mir alle meine Weißheit, u. ich habe immer gewonnen*, heißt es nach einem Heimatbesuch im Mai 1791 in seinem Tagebuch. Über mehrere Jahre wird er dem alten Herrn und später der verwitweten Mutter eine kleine Pension auszahlen. Es ist Vater Christian, der seinem Sohn als Kind intensive religiöse und schulische Unterweisungen erteilt. Ein glaubenserfülltes, tätiges und zuverlässiges, auf das eigene Seelenheil und eine gute Reputation in der Gesellschaft bedachtes Leben möchte er dem Sohn erschließen: „Er übte ihn im Lesen, lehrte ihn fromme Lieder und Sprüche“, schreibt Immanuel Hermann Fichte. So nährt die bald erkennbare Intelligenz Johann Gottliebs in der Familie die Hoffnung, er möge einmal zum Pfarramt befähigt sein. Aber nicht nur der häusliche Unterricht wird für den stillen und lernwilligen, ein wenig

sonderbaren Fichte-Sohn zur Bildungsquelle, sondern es sind die Pfarrer in Rammennau, die sich des intelligenten Jungen annehmen sollten. Obwohl es im Dorf keine Schulpflicht gibt, hat Fichte mit einiger Sicherheit die Grundschule besuchen dürfen. Er ist dort offenbar mit pädagogischem Geschick in die Lektüre der Heiligen Schrift, in Katechismus und Gesangbuch eingeführt worden. Liturgie und Bibellesung, öffentliche Predigt, sakrale Musik und erbauliches Liedgut – pietistische Glaubensinnigkeit beseelt Dasein und Bewusstsein des Jungen seither von Tag zu Tag. Im Verhältnis zu seiner Alltagsrealität mag sie ihm wie eine Gegenwelt der Sinn(en)fülle und der Erlösungsvisionen vorgekommen sein. Noch Jahrzehnte später wird er sich an seine frühen religiösen Erfahrungen und Exerzitien erinnern als *ersten Grundstein meines Glücks*.

In der ‚Förmlichen Vocation‘ des Rammennauer Lehrers Friedrich Lobegott Schöne heißt es damals, er habe sich stets eines vorbildlich frommen Lebenswandels zu befleißigen und andere durch sein gutes Benehmen zu ermuntern. Doch vor allem sei es seine Pflicht, dass er die „liebe Jugend zur Erkenntnis Gottes, insgleichen zum Beten, Singen, Lesen, Schreiben und Rechnen, insgleichen zu allen christlichen Tugenden und wohlanständigen Sitten mit fleißiger Vorhaltung der Allgegenwart Gottes sanftmütig und bescheidener Disziplin anhalte und ermahne.“ Die Rammennauer Schulordnung legt damals fest, dass die pädagogischen Exempel und Regeln nicht nur einfach vorgelesen, sondern dass sie erbaulich angewandt und die Kinder auf diese Weise zum Nachahmen erweckt würden, da sie „nicht nur Hörer, sondern auch Thäter des Wortes“ sein sollten. Im Geist des Pietismus gewinnen die Wahrheiten der Religion also nicht über bloßes Wissen, sondern über das Gefühl und den Willen, über Herz und Verstand eine existenziell sinnstiftende, ja eine hörbare Bedeutung. Nach allem, was man weiß, ist

der kleine Fichte bei aller Eigensinnigkeit ein sehr aufnahmefähiges, so hellwaches wie sprachbegabtes Kind gewesen. Besonders gilt das für seinen Genuss der frohen Botschaft während der Sonntagspredigten in der Rammendorfer Kirche. Als Schüler und Student wird er später über Jahre nichts sehnlicher erhoffen als ein Pfarramt, sobald wie möglich ergreift er die Chance, sich in seiner anteilnehmenden Frömmigkeit als Prediger vor christlichen Gemeinden zu bewähren. Später wird sich der Kanzel- und Katheder-Redner als Jenaer und Berliner Professor erst recht der öffentlichen *Bildung des Herzens und der Tugend* verschreiben: *Was ich am besten verstehe, ist Räsonnement, und meine geliebteste Beschäftigung ist Predigen.*⁵

Es gibt in der Fichte-Forschung so etwas wie eine ‚Befreiungsgeschichte‘ des jungen Johann Gottlieb, man hat sogar von einer Art Familienmythos gesprochen. Sie verbindet sich mit einem Ereignis auf dem Wasserschloss Oberau des Freiherrn Ernst Haubold von Miltitz, der zu seiner Zeit als Mäzen im Geiste des Pietismus bekannt ist. Der Kaiserliche Kammerherr und Oberstleutnant der Kurfürstlich Sächsischen Garde, verwandt mit dem Vater des 1772 geborenen Novalis, soll eines Tages die vielgelobte Sonntagspredigt in der Kirche von Rammendorf verpasst und sich deshalb beklagt haben. Daraufhin sei ihm erklärt worden, es gebe im Dorf den kleinen Johann Gottlieb Fichte, der ein Gedächtnisgenie und in der Lage sei, die versäumte Predigt wortwörtlich wiederzugeben. Der Junge wird herbeigerufen und es sollte sich zeigen, dass er in der Tat die gewünschte Repetition der Glaubensbotschaft zu extemporieren versteht. Der Freiherr ist dermaßen erbaut von der Klugheit des Jungen, dass er beschließt, für seine künftige Bildung und Ausbildung zu sorgen. Das wird sich zwar nicht ohne Kümmernis und Ängste der wenig begüterten Familie Fichte realisieren lassen, aber letzten Endes soll das

Wohl und Wehe ihres Erstgeborenen den Ausschlag geben. Außerdem hat der Sohn sogleich die Fürsprache des Rammenauer Pfarrers Karl Christoph Nestler gefunden.

Johann Gottlieb Fichte, der bärische ‚Ziegenjunge‘, wird im Alter von neun Jahren sein Elternhaus verlassen und auf dem Gut Siebeneichen derer von Miltitz in der Nähe von Meißen ein erstes Unterkommen als Zögling finden. Doch der in diesem Haus herrschende Militärgeist und Verhaltensdrill macht dem empfindsam-frommen Kind, das die Stille und die ländliche Einsamkeit liebt, schon bald schwer zu schaffen. Streng reglementiert verläuft das Leben auf dem adlig-pietistischen Anwesen der Miltitz, es erscheint dem Jungen zunehmend als düster und erschreckend. Am Ende wird er krank, so dass man ihn 1771 in die pflegliche Obhut des Pfarrers Gotthold Leberecht Krebel in Niederau gibt. In dessen Haus sollte er zwar auf liebenswürdige Weise behandelt, aber nicht besonders gründlich unterrichtet werden. Von Oktober 1773 bis Ende September 1774 besucht der kleine Fichte deshalb eine der niederen Klassen der Stadtschule Meißen. Aber auch den hier angebotenen Unterricht dürfte er als hart und lieblos empfunden haben, zumal ihn manche Mitschüler wegen seiner rustikalen Herkunft und Sprache arg verspotten. Fichte muss und wird diese Zeit ertragen, bis er mit zwölf Jahren die berühmte fürstliche Bildungsanstalt von Schulpforta beziehen darf. Immer noch finanziert die Familie des Herrn von Miltitz seine Ausbildung, seine Nachkommen werden das bis in Fichtes Studienjahre hinein weiter so halten.⁶

Im Haus derer von Miltitz hat ein strenger Pietismus im Geist der Herrnhuter gewaltet, der für den jungen Fichte bei allem Unbehagen von nachwirkender Bedeutung sein sollte. Henriette Luise von Miltitz, der Typus der ‚frommen starken Frau‘ jener Zeit, aber auch seine beiden Vormünder Erasmus von Hardenberg und Johann Georg Friedrich von

Einsiedel sind bestimmd geworden für Fichtes künftige Religionsauffassung, damit nicht zuletzt für seine Philosophie und seine moralischen Überzeugungen. Die Bildungsintensität des prinzipiell gemäßigt und aufgeklärten Pietismus, mit den Prinzipien der Personalisierung des Heils, der Sensibilisierung des gläubigen Ich und der Kultur seiner kritischen Selbstbetrachtung, wird Fichte noch Jahre später nach dem *lichten Evidenzpunkt* in der begrifflichen Konstruktion seines Ich-Verstehens suchen lassen, überhaupt nach *Glauben*, *Begeisterung* und *Liebe* als den universalen Dimensionen der ideal-realen Vermittlung von Immanenz und Transzendenz. Bibel und Katechismus, Liederkanon und christliche ‚Handbüchlein‘ – so viel Erleuchtung ist in all dem zu erfahren hinsichtlich der Kräfte des eigenen Glaubensgemüts. Verstand und Gedächtnis, Wille und Einbildungskraft, Affekte und Neigungen samt abzuwehrenden Gefahren der emotiven Versklavung des Ich – all dies umfassen und erproben die empfindsamen Geistes-Exerzitien des jungen Johann Gottlieb. Das freie Gebet, die Praxis innerer Gesprächskultur, die reflektierte In-Beziehung-Setzung von Ich, Welt und Gott, bis hin zur persönlichen Gewissensprüfung (*Merke auf dich selbst*) werden sich später in der Wissenschaftslehre niederschlagen als Überzeugung, dass Bildungshandeln *eindringender durch unser Beispiel*, durch unmittelbare moralische Interaktion zum Erfolg führt als durch *bloße Worte*. Selbst Fichtes spätere Philosophie der Weltgeschichte als Freiheitsgeschichte sollte noch auf die Idee einer universalen Heilshistorie zurückgehen. Wenn der weltberühmte transzendentale Philosoph in seiner Erfahrungstheorie später mit der „Annahme von weder begrifflichen noch sinnlich-anschaulichen, gleichwohl aber substanziellen Konstitutionsbedingungen, das heißt mit der Annahme ‚einer Welt‘ (der Aktualität eines lebendigen Seins) vor der (begrifflichen) Schöpfung der Welt“ argu-

mentiert, so besitzt dies eine Art Ur-Bild in den Grundideen des früh erfahrenen Bibelglaubens.⁷

Auch die Fürstenschule von Schulpforta, in der Fichte am 5. Oktober 1774 Aufnahme findet, ist mit ihren feuchten, düsteren Räumen und Zellen schon vom ersten Eindruck her eine monströse Anstalt. Zeitlebens wird sie dem Philosophen in unguter Erinnerung bleiben. Auch hier herrscht ein untermühlter und rauer Erziehungsalltag, es gibt eine disziplinare Hierarchie von Unter- und Obergesellen, die nur eines kennt – Willfährigkeit und Gehorsam. Kein Wunder, dass der kleine Fichte, der von Mitschülern wegen seines ärmlichen Habitus immer noch *entsetzlich ausgeöhnt* wird, bald Fluchtpläne entwickelt und einen kurzzeitigen Ausbruchversuch wagt. Hat er damals wirklich eine Karte des fernen Amerika studiert? Das Bedürfnis des Jungen nach Freiheit und Einsamkeit in stiller Natur, sein Widerwille gegen jede Förmlichkeit und Zwangsordnung im Zusammenleben der Menschen, trifft in der Pforte auf die harten Grenzen einer Erziehungsanstalt, welche die überkommenen Glaubens- und Denktraditionen möglichst gegen jede geistige Renovation und Alterität verteidigen soll. Und dennoch, auch die Pforte ist mittlerweile kein festes Bollwerk der orthodoxen lutherischen Theologie mehr, sondern in einem Umbruch befangen, der manchen Strömungen des Zeitgeistes Raum bietet. Was an dem Bild eines erschreckenden Interieurs vorderhand wenig ändert, das von Unterdrückungs- und Demütigungspraktiken der Schüler, so genannten Knabenschändungen, grassierenden Karten- und Glücksspielen und ähnlichem geprägt ist. Und dennoch, in Schulpforta lebt und lernt Fichte unter der Ägide eines intellektuell durchlüfteten Pietismus, der nicht nur in seiner Lehrerschaft einen gemischten geistigen Charakter aufweist, sondern auch in seinen Inhalten von mancherlei Neumodischem geprägt ist. Die etwa einhundert

Insassen der Anstalt bilden damals einen „buntschäckigen“ Haufen, der sich von den älteren Lehrern möglichst unabhängig machen will, den jüngeren, fortschrittlichen Pädagogen aber Achtung und Interesse entgegenbringt.⁸

Hat Johann Gottlieb damals zur Schülergruppe jener „drolligen Seelen junger Philosophen“ gehört, die 1780 in einer Zuschrift an den Rektor gegen die „Ungezogenheiten der Untern“ protestiert und um Bekräftigung ihres Züchtigungsrechts nachsucht? Überliefert ist, dass auch der spätere Moralist und Universitätsreformer Fichte in seiner Schulzeit jene unguten Sitten und Umgangsformen übernommen habe, „welche vorher in seiner einfachen ländlichen Erziehung [...] völlig ferne geblieben“ seien. List und Tücke, Unwahrheiten, Ohrfeigen und Nasenstüber für untergebene Mitschüler sollen damals auch zu seinen Gepflogenheiten gehört haben. Ist Fichte, der zunächst wegen seines linkischen Benehmens und seiner ärmlichen Kleidung vielfach gehänselte Bauernjunge, damals ein selbstgerechter und „trotziger boshafter Bube [geworden], den man durch die härtesten Züchtigungen bändigen musste?“ In manchen Quellen erscheint der spätere Obergeselle für seine untergebenen Mitschüler geradezu als Schreckensfigur, zwar als „consequenter Kopf“, aber doch als „elender Mensch.“ Fichte selbst wird später von seinem damals *gänzlichen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß [und] dessen traurigen Folgen* sprechen, aber jede persönliche *Bösherzigkeit* bestreiten. Als Schüler habe er nichts anderes besessen *als ein bildsames Herz*, während ihm eine Eigenschaft wie Anpassungsfähigkeit gegenüber anderen Menschen und Standpunkten lebenslang fremd geblieben sei. Alles in allem soll der Achtzehnjährige nach seinem Weggang von Schulpforta 1780 keinen besonders guten Nimbus hinterlassen haben. Noch sein späterer Biograph Fritz Medicus hebt die Schwierigkeiten hervor, die Fichte über Jahrzehnte mit dem

Benehmen in der besseren Gesellschaft gehabt habe. Lange Zeit, sagt Fichte selbst, sei ihm eine *anständige Freimütigkeit und eine gewisse Leichtigkeit* abgegangen. Noch am Ende seiner Universitätszeit habe er *einige bäurische Manieren* besessen: *Ein [...] feines Betragen lernt in späteren Jahren sich nie; denn die Eindrücke der ersten Erziehung sind un-austilgbar.*⁹

Gleichwohl haben Fichtes Interesse an der Ursprünglichkeit deutscher Sprache und auch seine frühen literarischen Versuche profitiert von der Wiederbelebung der christlich-spirituellen Lesekultur im Zeichen des Pietismus. Nicht zufällig sucht er damals die Nähe jüngerer Lehrer in Schulpforta wie dem Mathematiker und Schöngest Johann Gottlieb Schmidt, ein brillanter Kanzelredner und Exeget mit Sinn für das Erhabene in den heiligen Schriften, zudem Kenner der Werke Klopstocks und Wielands. Die Konvergenz von religiöser Erbauung und literarischer Empfindsamkeit findet Fichte auch bei einem Philosophen wie Christian August Crusius, der in der Tradition Johann Albrecht Bengels in besonderer Weise am Affekt, an der Gefühlsintention religiöser Texte und ihrer Autoren interessiert ist. Später wird Fichte selbst die Philosophie in einem ‚System der Gefühle‘ fundieren, ohne welches jede theoretische Erkenntnis und alles Wissen nur *Chimäre u. Hirngeist* seien. Dem Komplex Emotion und Erkenntnis steht nicht zuletzt seine Rehabilitation des ‚Schwärmers‘ zur Seite. Das Schwärmen, von Luther noch als teuflische Häresie verurteilt und von Kant als verführerischer Unsinn qualifiziert, fällt für den Eleven von Schulpforta damals und vor allem später noch unter das Rubrum Kritik des Rationalismus. Denn Schwärmerei als Phänomen des Zeitgeistes entstehe oft als Gegenbewegung wider die *Leerheit des vorhandenen Systems*, und bedeute nicht weniger als das *Hervorbringen eines Unbegriffenen und Unbegreiflichen*

durch freies Denken. Subjektive Begeisterung, Glaube und Liebe sind für den jungen wie noch für den älteren Fichte Medien der unmittelbaren Begegnung des Menschen mit Gott. Allein kraft enthusiastischer Hingabe können Wort und Lehre, ja die *Heiligkeit des Sinnes* wiederentdeckt und Wirkungen für die praktische Lebensführung entfaltet werden. Tritt schon hier die spätere Kritik an der verstandeser-gebenen Aufklärung hervor?¹⁰

Fichtes Kindheits- und Jugendlektüren weisen eine Reihe fiktionaler Helden auf, die er gewiss nicht zufällig gewählt hat – die Volkshistorie vom gehörnten Siegfried gehört dazu und auch die Abenteurer Aeneas und Robinson Crusoe. Allesamt verweisen sie auf die besondere Prägung des Selbstverständnisses dieses Philosophen in seinen frühen Jahren. Der heldenhafte deutsche Ritter Siegfried von der Tafelrunde tritt hervor als Musterbild einer stolzen Herzens-, Glaubens- und Charakterstärkung; der in freier Natur und ohne Zwang lebende Abenteurer Crusoe schlägt den Bekehrungsweg ein zum tiefgläubigen Eremiten und Missionar; und die Seefahrer-Ikone Aeneas bei Homer, Horaz und Defoe vertraut noch im furchtbarsten Meeressturm auf den Segen der göttlichen Vorsehung: „Stürzt der Weltenbau in Trümmern, wird er im Sturz einen Helden treffen“, heißt es etwa bei Horaz. Der junge Fichte sucht damals in seiner bedrückenden Vereinzelung und inmitten der pietistischen Kultur der Ich-Werdung nach Inspirationen für ein hoffnungsbeseeltes, ja ein geradezu heldisches Selbstbild. Nicht zuletzt so möchte er das *Ungeheuer Hypochondrie* bändigen, das seiner Seele von früher Kindheit an zu schaffen macht. Zugleich aber sollte in seiner *Aventürensucht* eine persönliche Charaktereigenschaft zum Ausdruck kommen, die er später einmal seinen *ungestümen Ausbreitungs Geist* nennen wird.¹¹

In Schulpforta gehört Johann Gottlieb zu denen, die das Ende der Latinität absehen und sich vor allem für Deutsch schreibende Autoren interessieren. Sie teilen sich in verschiedene Fraktionen, in Klopstockianer und Wielandianer, Siegwartianer und Lessingianer, ja in Empfindsamer und Patrioten, wobei sich die Älteren wie die Jüngeren im Hinblick auf den ‚Modernismus‘ ihrer Lektüren durchaus uneinig sind. Der Schüler Fichte erweist sich als emsiger Leser der neueren *und* der alten Autoren, mehr noch, ihn beeindrucken nicht so sehr die Poesien und die Poeten, sondern eher die Grundlagen und Zielsetzungen der Dicht- und Redekunst überhaupt. Cicero und die große Tradition der Rhetorik beschäftigen ihn, auch die Moraltheorien Christian Fürchtegott Gellerts und die philosophisch-rhetorischen Studien Johann August Ernestis. Der Lessing-Bewunderer unternimmt sogar erste lyrische Versuche in Klopstocks Manier. Erkennbar werden sein Lernpensum und seine Literaturkenntnisse vor allem in der auf Latein abgehaltenen Valediktionsrede ‚Über den rechten Gebrauch der Regeln der Dichtkunst und Rhetorik‘, mit der er seine Schulausbildung abschließt. Der junge Fichte steht damals unter dem Einfluss der Sturm-und-Drang-Dichter und ihrer sensualistischen Poesieauffassung, zumal der virulenten Genieästhetik. Entsprechend lautet eine Grundthese seiner Abschiedsrede: *Der Geist nimmt die Regel von innen aus sich selbst; er bedarf keines Gesetzes, sondern er ist sich selbst ein Gesetz; der geistlose erhält sie von außen.* Den Dichtern spricht Johann Gottlieb damals den Auftrag zu, die Vernunft der Menschen zu erleuchten, ihre Gemüter durch edle Affekte zu bewegen und ihre Einbildungskraft mit großartigen Bildern zu erfüllen. Immer gehe es um das glückende Wort als *Vereinigungsband aller Seelenvermögen*.

Doch dazu muss sich ein großer Sprachkünstler erst einmal den Geist und die Psyche der Menschen erschließen,

und zwar nicht mehr nach altem metaphysischem Maß, sondern so, daß er die sogenannten geheimsten Winkel der menschlichen Seele erforscht und nichts seinen Augen entgeht, was im tiefsten Herzen anderer verborgen ist. Diese Fähigkeit erfordere die genaue *Selbsterkenntnis* des seelenkundigen Dichters und Redners, denn für Fichte erweist sich vor allem die Prüfung des eigenen Ich als die *Lehrerin der guten Sitte und jeglicher Wissenschaft*. Insofern ist für die angemessene Ausübung und Wirkung sowohl der Dichtkunst als auch der Rhetorik vor allem die wechselweise Dynamik der *Seelenharmonie* vonnöten. Später wird der Philosoph vom denkenden Menschen die *Totalität seines ganzen Vermögens* der Verstandes-, Gemüts- und Imaginationskräfte einfordern: *Wer richtig räsoniert, erfindet auch; und wer erfinden will, muß räsoniren können*. Sein *Grundpunkt* im Philosophieren wird das natürliche *Wahrheitsgefühl* und die aufscheinende Evidenz sein, ja das *Einleuchten mit einem Schlag*. Ein säkularisiertes Erweckungserlebnis nach pietistischem Muster? Zeitlebens sollte dieser Gedanke sowohl für seine Wissenschaftslehre als auch für seine theologischen Aspirationen, von der allgemeinen Religionspädagogik bis hin zur Gotteserfahrung, konstitutive Bedeutung behalten. Heute wissen wir, dass es die existenziell wirkende seelenkundliche Erziehungspraxis des Pietismus war, die nicht nur Fichtes Wissenschaftslehre und Glaubenshaltung geprägt hat, sondern sein subtil durchdachtes Erziehungspatmos überhaupt, wie nicht weniger seine politische (Selbst-) Verantwortlichkeit in Zeiten historischer Umbrüche und der Wirkungsschwäche von Aufklärung und Vernunft.¹²

Das „Universitätsverderbnis“ – Student in Jena, Leipzig und Wittenberg

Anfang Oktober 1780 verlässt Fichte 18jährig die Landesschule Schulpforta und schreibt sich am 17. des Monats an der Jenaer Universität im Fach Theologie ein. Für „drey Jahre hintereinander Funfzig Thaler“ sind dem jungen Mann gemäß der Testamentsverfügung des Herrn von Miltitz zugesprochen worden, damit soll sein Studium immerhin „nothdürftig“ gesichert sein. Es ist nicht ganz klar, inwieweit die Nachkommen des Verstorbenen diese Summe verlässlich weitergezahlt haben. Man weiß aber, dass die Zuwendungen damals gewissen Schwankungen unterlagen und irgendwann vorzeitig ein Ende genommen haben. Dies ist gewiss auch auf den Habitus des Studenten Fichte zurückzuführen, auf sein *leichtes Blut* und sein *schädliches Übermaß* an Eigenwilligkeit und deviantem Verhalten. Ein Kommilitone Fichtes scheint der Frau von Miltitz mitgeteilt zu haben, welche Art Lebenswandel ihr Zögling in Leipzig an den Tag legt. Möglicherweise hat das zur umgehenden Einstellung der ohnehin reduzierten Zahlungen geführt. Fichte wird später oft über sein *Universitätsverderbnis* nachdenken und klagen: *In meinen academischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als [...] ich mich desselben bitterlich schämte; und dieß benahm mir alle Möglichkeit empor zu kommen.* Zu keiner Zeit habe er für sein Studium öffentliches Geld in Anspruch genommen und *nie ein Stipendium oder deß Etwas genossen, ohnerachtet meine Armut klar zu erweisen war.* Hingegen dürfte er noch bis 1786 geringe finanzielle Hilfen von seinen Eltern erhalten haben, worüber die Mutter angesichts des Mangels bei ihren übrigen Kindern verärgert gewesen sein soll. Es ist schwer zu sagen, ob Fichtes Studienprobleme auch mit dem nach wie vor rohen Zustand der studentischen Kultur in Jena zusammen-

hingen, etwa mit der von Goethe beklagten Tatsache, „dass der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eignes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegiertes Wesen ansah.“ Besonders die Studentenorden kultivieren damals nach alter Sitte und bei zunehmender Politisierung ein martialisches öffentliches Auftreten und nicht selten ein wüstes Renommier-, Sauf- und Fechtgebaren. Unklar ist, inwieweit Fichte an diesem Ordenstreiben beteiligt gewesen sein könnte. Möglicherweise ist sein späteres Interesse an der Humanisierung des Studentenwesens aber tatsächlich auf Negativerfahrungen in den frühen Universitätsjahren zurückzuführen. Doch als folgsames Kind frommer Eltern hat sich der studiosus theologiae in Jena und Leipzig gewiss nicht gerade aufgeführt, zumindest ist seine Lust auf Speis und Trank notorisch, und schon jetzt zeigt er sich nicht frei von ausgeprägtem Eigensinn, von Selbstgerechtigkeit und auch Enttäuschungsverhalten gegenüber anderen Menschen, die *schlechter und der Einwirkung unfähiger sind, als er voraussetzte*. Irgendwann habe er jedoch nicht mehr besser sein wollen als andere und manches *unnütze Streben* aufgegeben. Vielleicht hat Fichte die Universität Jena bald verlassen, weil Leipzig, das sächsische ‚Klein-Paris‘, ihm verheißungsvoller erschienen ist. In jedem Fall besitzt die Stadt einen attraktiveren Ruf als Jena und mag aussichtsreichere Bewerbungschancen im Hinblick auf eine Pfarrstelle geboten haben.¹³

Fichte studiert nach Jena auch in Leipzig und Wittenberg vornehmlich Theologie, besucht aber nicht zuletzt philosophische, philologische und juristische Vorlesungen. Sein Lebens- und Berufsziel ist immer noch eindeutig – er möchte Pfarrer werden und sein Talent als Prediger zur Perfektion bringen: *Ich bestimmte mich schon in den frühesten Jahren für die Kanzel*. Bereits als Student hat er darin erste Erfolge erzielen und Anerkennung finden können. Mit

dem Studieren selber scheint er indes manche Probleme gehabt zu haben. Später ist bei ihm mehrfach von Versäumnissen und *beträchtlichen Lücken*, von *unnütz verlebten Studienjahren* und von seiner mangelhaften Vorbereitung für das Pfarramt die Rede. Viel zu oft sei er gezwungen gewesen, seine *Zeit auf ganz heterogene Dinge* zu wenden. Gleichwohl hat die jüngere Forschung das erstaunliche Spektrum seines Kenntniserwerbs als junger Theologe nachzeichnen können: *Ich habe über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet.* Zahlreiche philosophische, theologische und moralisch-politische Theoreme und Denkmotive des späteren Philosophieprofessors erweisen sich als andeutungsweise in der Studienzeit vorgeprägt – sein praktisch beseelter Moralismus, sein zwischen Freiheitsbewusstsein und Willensphilosophie schwindernder Determinismus als Kontrastvorlage für das Kant-Erlebnis, seine Auffassung der evidenzbasierten Rechtfertigung des Wissens und die Komplementarität von Denken und Glauben, seine Herz-Verstand-Wirkungstheorie, auch seine Idee der Selbst- und Menschheitsvervollkommnung und einer ‚höheren‘ Aufklärung, sein Interesse an der ‚Popularität‘ der Predigt- und Redekunst, seine pädagogisch-kulturpolitische Emphase sowie sein späteres Unternehmen, über Sprachpflege die *Erweckung und Nährung des vaterländischen und republikanischen Geistes* der Deutschen zu befördern. Schon der junge Akademiker hat darauf geachtet, dass er zuvor derst im Wirkungskreis wissenschaftlich gebildeter pietistischer Frömmigkeit studiert, dort wo er die theologisch-dogmatische Intensivierung seines Denkens in kritischer Distanz zur protestantischen Orthodoxie erwarten kann.

Es besteht kein Zweifel daran, dass ein Lerngenie wie Fichte bei aller Heterogenität und Mangelhaftigkeit des Studiums erhebliche Fortschritte in seiner intellektuellen

Entwicklung gemacht hat. Gegen Ende der Studienzeit schwankt er noch zwischen dem philosophischen Determinismus eines Karl Ferdinand Hommel und der pietistisch grundierten Wissens- und Freiheitsidee. Wahrscheinlich ist er damals auch schon von spinozistischen Gedanken beeinflusst. Aber nach wie vor denkt Fichte in theologischen Kategorien und will Pfarrer werden, sei er doch in den *Schulen [der Theologen] gebildet, – mit ihren Waffen zu gut bekannt*. Indes sollten alle weiteren Pläne des cand. theol. immer wieder scheitern, ein auskömmliches Kirchenamt zu erringen, vor allem, weil er keinen formellen Universitätsabschluss besitzt. Diesem Dilemma werden bald der Passionsweg der Hofmeisterei folgen, auch vielfache Geld-, Pump- und sonstige Nöte, anscheinend sogar ein außereheliches Kind und angestrengte Versuche, als Rhetoriker und Volkslehrer, als Schriftsteller und Zeitschriftenherausgeber Karriere zu machen. Keineswegs ist die Philosophie zu jener Zeit die erste Wahl des Johann Gottlieb Fichte. Einige Fron- und Lernjahre werden vergehen und seine Kant-Studien nötig sein, damit endgültig der philosophische Denker in ihm erweckt wird: *Wer bis in die Tiefe seines Wesens sich bilden, wer seyn will und nicht bloß scheinen, dessen Hauptsache ist's, mit Gewinn Zeit zu verlieren*, notiert der mittellose Hauslehrer einmal.¹⁴

Desperations Reisen

Im Oktober 1784 bricht Fichte sein Studium endgültig ab. Immer wieder ist er aus reiner Geldnot zu *heterogenen Dingen* gezwungen worden, nun will er sich um eine solide Anstellung als Informator bemühen. Eine erste Arbeitsmöglichkeit bietet sich im Haus des verstorbenen Gerichtsherrn von Elbersdorf Christian Gottlieb Hähnel und seiner Ehefrau. Fichte kann die Aufgabe, sich um die Bildung des

Sohnes der Familie zu kümmern, für ein Jahr bis zum Frühjahr 1786 wahrnehmen. Offenbar hat er in diesem Haus aber keine besondere Rolle gespielt und wenig Anerkennung gefunden, denn Eva Katharina Hähnel wird ihn fünf Jahre später bei einem Besuch ihres ehemaligen Hofmeisters nicht wiedererkennen. Kaum anders dürfte es zugegangen sein seit Frühjahr 1786 auf dem Anwesen Johann Friedrich von Helbigs, des Herrn von Gut Wolfshain, einem Ort zwischen Premberg und Muskau. Hier bereitet Fichte etwa ein Jahr lang die Zöglinge des Hauses auf ihren Besuch des Gymnasiums in Guben vor. Aber auch in dieser Familie dürften sich bald Spannungen zwischen dem Dienstherrn und seinem Hausangestellten ergeben haben, denn Fichte will von den Helbigs später nichts mehr wissen. Größere Zufriedenheit hat ihm die Tatsache gewährt, dass er in Dubrauke gelegentlich als Hilfsprediger auftreten darf. Doch ungetrübt ist seine Lebensfreude auch dadurch nicht: *Ich hab mit allgemeinem Beifall gepredigt, – habe allenthalben mehr Beifall gefunden, als ich verdiente, beschämenden Beifall: bin vor etwas gehalten worden, das ich nicht bin.* Der zu wenig geforderte und unter seiner Nichtanerkennung leidende Hauslehrer lebt schon damals in großer innerer Einsamkeit, *fast ganz ohne vernünftigen Umgang, ohne Bekanntschaft, u. ganz außer Stand irgend eine solche zu machen.* Er bittet Freunde, ihm aus den beruflichen und finanziellen Nöten herauszuhelfen. Aus den Fehlern seiner Universitätsjahre habe er gelernt, nun sei er entschlossen, das Examen nachzuholen, wofür er allenfalls ein halbes Jahr benötige. Oder kann er vielleicht bei seinem Leipziger Professor Pezold das Studium der Jurisprudenz aufnehmen, bzw. von ihm eine andere Empfehlung erhalten? Das fragt einer, dem es *Schaam und Reue* nahezu verbieten, sich überhaupt noch an irgendwelche Gönner zu wenden.¹⁵